

**Deutscher
Reporterpreis
2010**

**Die 10 nominierten
Texte in der Kategorie
„Bester Essay“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- 1) Auslander, Shalom: Ich vermisse Dich! (Zeit Magazin)
- 2) Diez, Georg: Schmidtismus (SZ-Magazin)
- 3) Hasinger, Josef: „Jetzt bloß keine Hexenjagd“ (Die Literarische Welt)
- 4) Kurbjuweit, Dirk: Die Zähmung der Bestie (Spiegel)
- 5) Reiser, Wolf: Ouzo-Power (Berliner Zeitung)
- 6) Schaefer, Jürgen: Querdenker – Ein Loblied auf den Störenfried (Geo)
- 7) Schirach, Ferdinand von: Reine Menschen, reine Luft (Spiegel)
- 8) Schirmacher, Frank: Roland Kochs Wette (F.A.S.)
- 9) Seibt, Gustav: Im Glauben gescheitert (SZ)
- 10) Weber, Andreas: Lasst sie raus (Geo)

Ich vermisse Dich!

Ein Jude wendet sich von Gott ab und hält das für eine gute Idee. Doch dann stellt er fest, dass er niemandem mehr die Schuld geben kann

Von Shalom Auslander, Zeit Magazin, 31.03.2010

Kürzlich hat ein grauenhaftes Erdbeben den kleinen Karibikstaat Haiti erschüttert. Hunderttausende sind gestorben, Millionen wurden obdachlos, unzählige Weitere wurden verletzt oder sind vermisst. Familien, die gerade noch beisammensaßen, waren plötzlich nicht mehr da. Väter und Mütter verschwanden unter ihren Häusern, Söhne und Töchter wurden unter ihren Schulen zerquetscht. Glück hatte, wer gleich starb; Pech hatte, wer über einen langen Zeitraum einen langsamen, qualvollen Tod starb; das größte Pech hatten wohl die Überlebenden, die nun hungerten und obdachlos waren, die Leichen stapeln und ihre Toten begraben mussten.

Es war unbegreiflich.

Es war unvorstellbar.

Es war unerklärlich.

Und da trat hier, in Amerika, noch bevor der Staub sich auf die geschundenen Unschuldigen hatte niederlassen können, ein Mann namens Pat im Fernsehen auf und gab die Schuld den Haitianern selbst.

Pat ist Pfarrer. Er ist auch der Gründer des Christian Broadcasting Network, eines christlichen Fernsehsenders, und Moderator von dessen Vorzeige-Talkshow The 700 Club. Warum 700, fragen Sie? Ist das vielleicht eine mystische Zahl? Bezieht sie sich auf ein besonderes Datum im Leben Christi? Ist sie ein kryptischer Verweis auf einen alten Vers von moralischer Bedeutung? Nein. Sie bezieht sich auf die ersten 700 Menschen, die Pat zur Förderung des Christian Broadcasting Network zehn Dollar im Monat spendeten. Und so stellte sich Pat, gleich nachdem die haitianische Tragödie in

den amerikanischen Nachrichtensendern erschienen war, in seiner Talkshow hin und erklärte, die Haitianer hätten das Erdbeben selbst über sich gebracht, weil sie einige Jahre davor einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hätten. »Sie versammelten sich und gelobten einen Pakt mit dem Teufel«, sagte Pat. »Seitdem werden sie mit einer Strafe nach der anderen belegt.« Sieht man es so, kann man Gott keine Schuld an dem kaltblütigen Mord an Hunderttausenden von ihnen geben.

Manche entrüsteten sich über Pat.

Manche sagten, Pat solle sich schämen.

Manche sagten, Pat solle sich entschuldigen.

Ein Mann namens Yehuda jedoch nicht.

Yehuda ist Rabbiner. Er ist der Sprecher der Rabbinical Alliance of America, einer Vereinigung von über 800 Rabbinern. Yehuda, der im Namen von über 800 Rabbinern sprach, hatte eine andere Erklärung für das Erdbeben in Haiti. Yehudas Erklärung für das schreckliche Erdbeben in Haiti war: Männer und Frauen, die Liebe zu Angehörigen des eigenen Geschlechts bekunden. Yehuda, der im Namen von über 800 Rabbinern sprach, sagte, die Homosexuellen lösten Erdbeben aus. Er sagte auch, die Homosexuellen hätten Katrina verursacht, was allerdings kein Erdbeben, sondern ein Hurrikan war, daher glaubt Yehuda entweder a), die Homosexuellen könnten Hurrikane wie auch Erdbeben auslösen, oder b), Hurrikane würden durch Erdbeben ausgelöst, die, wie jeder weiß, von den Homosexuellen ausgelöst werden.

Manche entrüsteten sich über Yehuda.

Manche sagten, Yehuda solle sich schämen.

Manche sagten, Yehuda solle sich entschuldigen.

Ein Mann namens Jerry jedoch nicht. Zum Teil deswegen, weil Jerry tot ist, aber wenn er noch am Leben gewesen wäre, hätte er Pat und Yehuda wahrscheinlich zugestimmt.

Jerry war ein amerikanischer Baptist, Fernsehprediger und Mitgründer einer Gruppe namens Moral Majority, die weder moralisch war noch eine Mehrheit. Nach den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anschlägen vom 11. September trat Jerry in Pats Talkshow auf und gab die Schuld an den Anschlägen den Abtreibungsbefürwortern, Heiden, Feministinnen, Schwulen und Lesben. »Ich zeige mit dem Finger auf sie«, sagte Jerry, »und sage: Ihr habt dazu beigetragen.« Die restliche Welt gab die Schuld unerklärlicherweise den neunzehn islamistischen Entführern, die die Flugzeuge ins World Trade Center gesteuert hatten.

Manche entrüsteten sich über Jerry.

Manche sagten, Jerry solle sich schämen.

Doch Jerry schämte sich nicht.

Auch Yehuda nicht.

Auch Pat nicht.

Ich weiß, was sie haben.

Sie haben eine Riesenangst. Sie haben eine solche Angst, dass ihnen die Hände zittern, dass ihnen der Schweiß auf der Stirn steht, dass sie ins Bett machen. Nicht vor den Homosexuellen, nicht vor dem Teufel, nicht einmal vor Gott. Diese Angst - eine solche, dass ihnen die Hände zittern, der Schweiß auf der Stirn steht, sie ins Bett machen - haben sie vor dem Leben. Vor der Menschheit. Vor dem Tod. Vor dem Zufall.

Ich weiß, was sie haben.

Vor Kurzem, nach fast 35 gemeinsamen Jahren, gingen Gott und ich getrennte Wege. Es lief einfach nicht gut. Offen gesagt, war Er ein bisschen ein Kontrollfreak, und ich glaube, Er hat einige tiefliegende seelische Probleme, die anzugehen er sich hartnäckig weigert. Er geht gern an die Decke, Er tötet mit hemmungsloser Hingabe und neigt dazu, immer wieder für längere Zeit zu verschwinden und sich nicht mal telefonisch abzumelden.

Ich tat mein Bestes, doch mein Bestes war nicht gut genug. Ihm genügt von keinem das Beste, glauben Sie mir. Dem orthodoxen Judentum zufolge, in dem ich aufgezogen wurde, hat Er über 600 Vorschriften, und die auch nur, damit Er einen nicht umbringt. Meine Rabbiner haben mich gelehrt, dass es ein unmittelbares Verhältnis von Ursache und Wirkung zwischen meinen Handlungen und meinem Schicksal gibt: Adam aß vom

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Baum der Erkenntnis, also wurde er aus dem Garten Eden geworfen; die Menschen waren gewalttätig, also flutete Gott die Erde; die Sodomiter vergewaltigten Fremde, also zerstörte Gott ihre Stadt; Lots Frau drehte sich zu der untergehenden Stadt um, also machte Gott sie zur Salzsäule. In der dritten Klasse, als der Vater eines Klassenkameraden plötzlich an einem Herzinfarkt starb, meinten meine Rabbiner, er müsse etwas getan haben, womit er das verdiente. Als meine Schwester an der Schilddrüse erkrankte, sagte man mir, ich solle um Vergebung beten.

»Vergebung wofür?«, fragte ich.

»Für das, was du getan hast«, sagte mein Rabbiner. »Gott bestraft nur die Bösen.«

Schon damals überlegte ich, ob das Alte Testament nicht besser »Das Große Buch des Sonst« hätte heißen sollen. Halte den Sabbat ein, sonst. Halte Fleisch und Milch getrennt, sonst. Ehre meinen Namen, sonst.

Ich war fünfunddreißig.

Ich brauchte eine Veränderung.

Ich musste frei sein.

Ich musste neu anfangen.

Fairerweise gebührt ein Teil des Verdiensts für diese Trennung Bill Gates, dem Begründer von Microsoft und dem weitverbreiteten Textverarbeitungsprogramm Microsoft Word. Microsoft Word hat eine interessante Funktion namens »Suchen/Ersetzen«, womit man jedes Wort suchen und gleichzeitig durch ein anderes ersetzen kann. Ich hatte einen schlechten Tag gehabt - morgens verschlafen, dann noch ein Knöllchen und daher einen Termin beim Psychiater verpasst. Gott war zornig auf mich und ich auf ihn, und als ich mich dann an jenem Nachmittag zum Schreiben an den Computer setzte, fragte ich mich: Was wäre, wenn ich wahllos Passagen aus der Bibel nähme, in ein Word-Dokument tippte und ein einfaches Suchen/Ersetzen machte? Was wäre, wenn ich »Gott« oder »Herr« oder »Gott unser Herr« oder »Herr unser Gott« durch, sagen wir, Frank ersetzte?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Da reute es Frank, dass er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen, und er sprach: »Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde...« (1. Mose 6,6-7)

So sagt Frank: Ich will zu Mitternacht ausgehen in Ägyptenland; und alle Erstgeburt in Ägyptenland soll sterben... (2. Mose 11,4-5)

Frank hat gewisse Probleme.

Und ihre Auen, die so wohl standen, verderbt sind vor dem grimmigen Zorn Franks. Er hat seine Hütte verlassen wie ein junger Löwe, und ist also ihr Land zerstört vor dem Zorn des Tyrannen und vor Franks grimmigem Zorn. (Jeremia 25,37f.)

Frank muss mit jemandem sprechen.

Frank aber sprach zu Mose: Der Mann soll des Todes sterben; die ganze Gemeinde soll ihn steinigen draußen vor dem Lager. Da führte die ganze Gemeinde ihn hinaus vor das Lager und steinigte ihn, dass er starb, wie Frank dem Mose geboten hatte. (4. Mose 15,35f.)

Ganz klar, Frank ist eine ziemliche Arschgeige.

Denn ich, Frank, dein Frank, bin ein eifriger Frank, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen. (2. Mose 20,5)

Transkribieren Sie nun das ganze Alte Testament. Ersetzen Sie »Gott« durch »Frank«, drucken Sie es aus und zeigen Sie das Buch Frank einem Fünfjährigen. Bitten Sie ihn, er soll den Bösen herausuchen.

Es sind nicht die Israeliten.

Es ist Frank.

Die ganze Beziehung machte mich irgendwie nervös. Noch nachdem ich den Versuch aufgegeben hatte, ihn zu besänftigen, lebte ich in Furcht vor Seinem Zorn. Jedes Missgeschick - jeder platte Reifen, jede Grippe, jede Steuererhöhung - war Sein Werk. Es gab keine Zufälle, keine simplen Missgeschicke, keine schlechten Tage. Es gab immer nur Bestrafung, Rache, Vergeltung.

Also verließ ich ihn.

Ich ging.

Und ich sagte mir, jetzt wird alles gut.

Dr. Green, der Kinderarzt meines Sohnes, hat zwei bedauerliche Eigenheiten, die lustig wären, wenn mein Sohn zu der Zeit, als sie mir zum ersten Mal auffielen, nicht dem Tod nahe gewesen wäre. Seine erste Eigenheit ist, das absolute Worst-Case-Szenario bis ins letzte, schauerliche Detail darzulegen - ohne dabei zu erklären, dass das, was er beschreibt, eben das absolute Worst-Case-Szenario ist.

Mein Sohn lag wenige Wochen nach seinem fünften Geburtstag in der Notaufnahme des Benediktinerkrankenhauses in Kingston, New York, auf einer Trage, auf dem Gesicht eine Sauerstoffmaske, im Arm eine Kanüle. Eine Röntgenaufnahme seiner Brust zeigte, dass der gesamte linke Lungenflügel blockiert war und der rechte nur halb frei. Die Sauerstoffsättigung seines Bluts lag gerade etwas über 50 Prozent. Ein Apparat hinter ihm piepste bestürzend. Ich hielt ihn fest, während die Schwestern versuchten, ihm aus dem rechten Arm Blut abzunehmen. Er schrie und bettelte, nach Hause zu dürfen.

»Natürlich«, sagte Dr. Green, »wirken nicht alle Antibiotika bei allen Patienten. Manchmal machen sie die Sache noch schlimmer.«

»Schlimmer?«, fragte ich.

»Selbst wenn sie wirken«, sagte Dr. Green, »kann sich Flüssigkeit im Brustkorb sammeln, wenn die Schwellung zurückgeht.«

»Schwellung?«

»Der Lungen. Natürlich kann das zu weiteren Infektionen führen, die schlimmer sind als die ursprüngliche. Wenn das Atmungssystem schlappmacht, haben wir ein echtes Problem. Und wenn seine Sauerstoffsättigung zu niedrig wird, kann das aufs Gehirn gehen.«

Ich richtete mich auf und wandte mich zu ihm. Das Zimmer kreiste um mich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Was sagen Sie mir da?«, fragte ich. »Was erzählen Sie mir da, erzählen Sie mir, dass mein Sohn einen Hirnschaden haben wird? Was sagen Sie da, verdammt?«

»Nein, nein«, sagte Dr. Green. »Das ist das Worst-Case-Szenario. »Den meisten Kindern mit einer Lungenentzündung geht es nach einigen Tagen besser.«

»Lungenentzündung?«, fragte ich. »Wie sind Sie denn von Lungenentzündung auf Hirnschaden gekommen?«

Dr. Greens zweite bedauerliche Eigenheit, die lustig wäre, wenn mein Sohn zu dem Zeitpunkt, als sie mir zum ersten Mal auffiel, nicht dem Tod nahe gewesen wäre, ist sein zweitklassiger jüdischer Humor, der immer im denkbar schlechtesten Moment kommt.

»Besser als Jungenentzündung«, sagte Dr. Green.

»Jungenentzündung?«

»Jungenentzündung, Lungenentzündung«, sagte Dr. Green, »let's call the whole thing off.«

»Was?«

»Louis Armstrong. Sie wissen schon: »Tomato, to-mah-toe, let's call the whole thing off.«

«Verdammt, was reden Sie denn da?«

»Wir sollten ihn auf die Kinderstation bringen«, sagte Dr. Green.

Die Kinderstation war im Albany Medical Center, anderthalb Autostunden entfernt. Die Sanitäter steckten meinen Sohn in einen Rettungswagen, meine Frau stieg ein und setzte sich neben ihn, ich folgte in meinem Wagen. Unterwegs rief ich meinen Freund Jason an, um zu hören, ob er sich um meine Hunde kümmern könnte, solange wir weg waren.

»Kein Problem«, sagte Jason.

»Danke«, sagte ich. »Wie geht's Lisa?«

»Nicht so besonders«, sagte er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lisa, Jasons Frau, hatte Krebs im Endstadium. Die Ärzte hatten ihr noch ein halbes Jahr gegeben. Das war ein Vierteljahr her. Jetzt hatte sie Flüssigkeit im Magen. Warum, wussten sie nicht.

»Herrgott«, sagte ich.

»Herrgott«, sagte Jason.

»Ein beschissenes Leben, Mann.«

»Alles beschissen«, sagte Jason.

Mein Sohn wurde in ein Isolierzimmer gefahren; man hatte die Sorge, dass seine Lungenentzündung noch durch eine Schweinegrippe verschärft war. Um drei Uhr morgens hatten sie ihn endlich stabilisiert. Meine Frau hustete nun ebenfalls, also schickte man sie nach unten in die Notaufnahme, wo sie sich auf Schweinegrippe testen lassen sollte. Jeder, den ich liebte, war krank. Ihre Lungen füllten sich mit Flüssigkeit. Ihre Mägen füllten sich mit Flüssigkeit. Keiner wusste, warum.

Ich ging hinaus, setzte mich auf die Stufen des Albany Medical Center, steckte mir eine Zigarette an und versuchte verzweifelt, Gott die Schuld zu geben.

Vor einigen Jahren, als meine Beziehung zu Gott gerade anfang zu bröckeln, versuchte meine Mutter, uns zu helfen, mit uns klarzukommen. Sie wusste, dass ich inzwischen gegen Gottes Willen Cheeseburger aß, sie wusste, dass ich am Sabbat, den Gott zum Tag kriegerisch aufgezwungener Ruhe erklärt hatte, Auto fuhr. Sie wollte unbedingt, dass meine Beziehung zu Gott gut war, und so nahm meine liebevolle Mutter mich beiseite, legte liebevoll den Arm um mich, sah mir liebevoll in die Augen und sagte: »Du führst zu Ende, was Hitler begonnen hat.«

Vielleicht bedarf die Mathematik dieser Gleichung einer Erklärung:

A: Hitler hat versucht, die Juden zu töten.

Und:

B: Die Juden gehorchen Gottes Vorschriften.

Und:

C: Ich beachtete Gottes Vorschriften nicht.

Daher:

D: Ich tötete einen Juden (mich) und womöglich noch andere Juden (meine noch kommenden Kinder und Enkel).

Somit:

E: Ich führte zu Ende, was Hitler begonnen hatte.

Ich glaube, man kann einigermaßen sicher sagen, dass Mom die Auszeichnung »Mutter des Jahres« in nächster Zeit nicht erhalten wird, doch um die Sache noch schlimmer zu machen: Sie log. Sie glaubte an Gott, und sie wusste, was meine Rabbiner wussten: Hitler hat niemanden getötet.

Sondern Gott.

Hitler war, wie meine Rabbiner sagten, eine Strafe der Juden in Deutschland, die sich assimiliert hatten.

Die Inquisition war, wie meine Rabbiner sagten, eine Strafe der spanischen Juden, die zum Christentum konvertiert waren.

Überschwemmungen, Hungersnöte, Völkermord, Dürre, Krieg, Krankheit. Für all das gibt es einen Grund.

Gott.

Frank.

Nur jetzt, nach 35 Jahren, plötzlich nicht mehr.

Ich dachte, wenn ich erst mit meinem ausfälligen Gott gebrochen hätte, würde alles einfacher. Ich dachte, ich müsste nicht in Angst leben, ich dachte, ich müsste mir nicht so viele Sorgen machen. Das war falsch. Was sagt einer, der sein ganzes Leben damit verbracht hat, zu glauben, dass alles Schlechte, das auf der Welt geschieht, das Ergebnis eines böswilligen Gottes ist, wenn er morgens aufwacht und aus dem Fenster schaut und die Welt noch immer so beschissen ist, wie sie es immer war?

Er sagt: »Scheiße.«

Das jedenfalls habe ich gesagt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich saß auf den Stufen des Albany Medical Center und versuchte, Gott die Schuld zu geben, vermisste Ihn, wünschte, ich könnte Ihm die Schuld geben, wünschte, es gäbe einen Grund für das alles und eine Lösung, für die Lungen meines Sohnes und den Krebs der Frau meines Freundes, und als ich keinen fand, sagte ich: »Scheiße.«

Ich vermisste Gott.

Ich vermisste es, eine Antwort zu haben.

Es ist eine Sache, in einem Universum zu leben, das von einem brutalen Diktator kontrolliert wird, dessen Wille manipuliert, dessen Zorn gezügelt werden, gegen dessen Urteile Berufung eingelegt werden kann. Aber ohne den Diktator, was bleibt einem da noch? Es bleibt einem eine beschissene Welt, in der alles ohne guten Grund geschieht, in der sechs Millionen Menschen in Todeslagern umgebracht werden und dreitausend Menschen im World Trade Center sterben und zweitausend in einem Hurrikan in New Orleans und eine Viertelmillion in einem Hurrikan in Haiti. So halt. Man kann nur dem Universum die Schuld geben, man hat nur Menschen zu fürchten, die aus einem freien und oftmals grausamen Willen handeln. Hitler hat nicht getötet, weil sich die Juden assimilierten. Hitler tötete, weil Hitler ein Mörder war. Das Erdbeben in Haiti hatte als Ursache keinen Pakt mit dem Teufel; seine Ursache war die Verschiebung der Karibischen Platte. Die Karibische Platte verschob sich nicht wegen der Homosexualität, sondern wegen eines Bruchs in der Enriquillo-Plantain-Garden-Verwerfung.

Was mich wieder zu dem Pfarrer namens Pat und dem Rabbiner namens Yehuda und dem Prediger namens Jerry führt und der Furcht, die sie und ich teilen. Es ist die Furcht vor einer Welt, die wir nicht beherrschen können. Es ist die Furcht vor einer brutalen Welt. Es ist die Furcht vor einer Welt, in der alles passieren kann und wahrscheinlich auch wird. Es ist schwer, auf diesem Planeten gut zu schlafen.

Nachdem der Pastor namens Jerry 2007 gestorben war, nannte Christopher Hitchens ihn einen Schwindler. Er nannte ihn auch noch andere Dinge, aber ich glaube, mit dem Schwindler hatte er unrecht. Ich glaube nicht, dass Jerry ein Schwindler war. Ich glaube nicht, dass Yehuda ein Schwindler ist, ebenso wenig Pat. Ich glaube, sie haben Angst. Und ich glaube, sie sind feige.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist schwer, auf diesem Planeten gut zu schlafen.

Der Deal, den wir machen, ist hart. Werden Sie damit fertig. Wenn Sie beten wollen, beten Sie. Wenn Sie sich betrinken wollen, betrinken Sie sich. Ich mag Marihuana. Aber nur Feiglinge schauen auf die Welt in all ihrer Unschönheit und versuchen, ihre Ängste zu vertreiben, indem sie mit dem Finger auf andere zeigen. Pat ist ein Feigling, weil er die Schuld den Haitianern gibt. Yehuda ist ein Feigling, weil er die Schuld den Homosexuellen gibt. Jerry war ein Feigling, weil er so ziemlich jedem die Schuld gab. Manche geben die Schuld den Juden. Manche geben die Schuld den Schwarzen. Ich habe Gott die Schuld gegeben. Und jetzt kann ich nur noch zugeben, dass wir in einem grausamen Universum leben und dass die Einzigen, denen wir die Schuld an den meisten der schlimmsten Dingen geben können, die passieren, wir selbst sind. Oder niemand.

Ich vermisse Gott.

Ich vermisse die Drohungen, die Strafen. Ich vermisse das Flehen und das Beten und die Kontrolle des Unkontrollierbaren. Ich vermisse es, eine Ursache für die Abscheulichkeit des Lebens zu haben.

Ich vermisse die Klagemauer.

Ich vermisse es, in die Ritzen zwischen ihren alten Steinen Gebete zu stopfen und sicher zu sein, dass sie erhört werden. Ich vermisse es, einen Ort zu haben, zu dem ich mit einem Stift und einem Fetzen Papier gehen und um den Weltfrieden bitten kann, um eine sichere Geburt oder einen neuen Job oder die Heilung des Krebses einer Freundin oder dass Gott in Seiner Gnade herunterlangt und die Lunge meines Sohnes von Flüssigkeit befreit, wenn ich nur verspreche, nie, nie mehr das zu tun, was er bei mir nicht mehr sehen will.

Ich vermisse Frank.

Frank tat gut. Meine Tage waren angespannt, aber ich schlief besser.

Und als ich da auf den Stufen des Albany Medical Center saß und versuchte, Gott die Schuld zu geben, aber merkte, dass ich über Ihn hinweg war, merkte, dass es mir nicht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mehr möglich war, ihn erneut heraufzubeschwören, war mein erster Gedanke nach einer derart langen und schmerzhaften Trennung: »Endlich bin ich frei.«

Mein zweiter Gedanke war: »Scheiße.«

Übersetzung aus dem Englischen von Eike Schönfeld

Schmidtismus

Wenn dieser Mann das Wort ergreift, hängen die Deutschen an seinen Lippen. Der Kult um Helmut Schmidt verrät viel über die Planlosigkeit und Zukunftsangst in diesem Land.

Von Georg Diez, SZ-Magazin, 02.07.2010

Es gibt ein Foto aus dem Jahr 1978, das ist so Helmut Schmidt, dass man fast lachen muss. Schmidt ist da zu sehen, der Kanzler, der harte Hund, mit seinen etwas mädchenhaft zur Seite gekämmten Haaren, seine Gesichtszüge sind weich, er trägt eine dunkle Strickjacke und hält seine Pianistenhände sanft gefaltet. Sein Blick ist nach unten gerichtet, auf das Schachspiel, das vor ihm steht. Schmidt gegenüber sitzt Loki, seine Frau, mit ihren kurzen, dunklen Haaren und dem energischen, leicht herrischen Gesicht. Sie ist am Zug. Sie spielt mit Weiß. Neben den beiden steht eine große Kanne Tee, ein Fernglas, eine Zuckerdose, ein Milchkännchen, ein leeres Weinglas und ein Whiskeyglas, in dem noch etwas Flüssigkeit zu sein scheint. Es wird wohl Sonntag sein, denn das Foto war Teil einer Kampagne von Kanzler Schmidt, eines „Experiments“, so nannte er es selbst. Schmidt wollte den Deutschen einen „fernsehfreien Sonntag“ vorschlagen, um das „zwischenmenschliche Gespräch“ zu fördern.

Da war er, der Volkspädagoge Schmidt, der ewige Soldat, der störrische Sozialdemokrat, der stolze Kleinbürger, der seine Stadt vor der Flut retten will, das Land vor der menschlichen Kälte und das Bürgertum vor dem Untergang. Unterstützung kam damals von der Meinungsforscherin Elisabeth Noelle-Neumann und vom heute umstrittenen Pädagogik-Professor Hartmut von Hentig, Kritik gab es vom Gewerkschaftsboss Heinz Oskar Vetter, der nicht wollte, dass Arbeitnehmer „in

ihrer Freizeit bevormundet werden“, und von Inge Meysel, die sich in „Bild“ über den „erhobenen Zeigefinger des Kanzlers“ beschwerte.

Da war er, der widersprüchliche, der besserwiserische, der bockige Schmidt, der von seinen Genossen nie geliebt wurde, als er Kanzler war, und der heute so populär ist, dass seine Bücher wie von selbst auf der Bestsellerliste festkleben: Der Interviewband „Auf eine Zigarette mit Helmut Schmidt“ mit „Zeit“-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo, der Gesprächsband „Unser Jahrhundert“ mit dem Historiker Fritz Stern, seine Erinnerungen „Außer Dienst“ – und im Herbst drohen die nächsten Bücher, diesmal über Schmidt und über Loki. Zu seinem 90. Geburtstag Ende 2008 wurde er gefeiert, als gelte es, die Bonner Republik noch einmal hochleben zu lassen. Und in diesen wüsten Wochen einer schwarz-gelben Taumelkoalition thront er über Merkel, Gabriel, Wulff und selbst Gauck wie eine Mischung aus Otto von Bismarck und dem Grantler aus der Muppet-Show.

Was ist da also passiert? Wann hat das angefangen? Was hat es zu bedeuten, dass die Deutschen sich gerade auf ihn einigen können, den historisch so unglücklichen Zwischenkanzler, den Kanzler der Ölkrise, des RAF-Terrors, des Misstrauensvotums, eingeklemmt zwischen Willy Brandt, der die deutsche Einheit vorbereitete mit seiner Ostpolitik, und Helmut Kohl, der die Einheit vollendete – Geschichtsgrößen beide, zwischen denen der Krisenkanzler Schmidt eigentlich zu verschwinden droht? Fehlt den Deutschen das epische Gespür für die Statur dieser beiden? Macht ihnen das Angst? Ist es einfach so, dass Brandt tot ist und Kohl sehr krank? Oder wollen die Deutschen jemanden wie Schmidt, eben nicht den Emigranten Brandt und nicht den Europäer Kohl, sondern den Wehrmachtssoldaten Schmidt, der erst so spät vom Holocaust erfahren haben will? Den Pragmatiker, der doch so oft wie ein Pastor klingt, selbst wenn er sagt, er sei gar nicht religiös? Den Ex-Kanzler, der sagt, er sei ein Kleinbürger, was aber so gar nicht mehr stimmt und auch noch nie gestimmt hat?

Angenehm und auch etwas überraschend ist dabei, dass die Deutschen Helmut Schmidt seine Arroganz nicht übel nehmen, entweder weil sie sich manchmal ganz masochistisch gern an den Ohren ziehen lassen oder weil sie wissen, dass das, was

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schmidt sagt, eh keine Konsequenzen mehr hat. Schmidt ist in gewisser Weise ein Orakel ohne Agenda, vernehmlich vor allem als Dauergrummeln. Seine Stellung gleicht darin der des anderen grand old Grantlers unserer Tage, Marcel Reich-Ranicki, der so hochmütig ist wie Schmidt, der auch nie geliebt wurde, ganz im Gegenteil, und der jetzt erst, im hehren, aber auch harmlosen Alter verehrt und gefeiert wird. Bei beiden wird immer wieder betont, dass sie ja „sagen, was sie denken“, was heute wohl tatsächlich eine Seltenheit geworden ist. Bei beiden wird immer wieder darauf hingewiesen, dass sie mit klaren, einfachen Sätzen und Urteilen hantieren, was in einer komplexen und von Feigheit verstellten Welt wohl befreiend wirkt. Man könnte es die Freiheit des Alters nennen, die immer auch eine Narrenfreiheit ist, und wirklich hat der ganze Schmidismus etwas sehr Großväterliches.

Es sind eben vor allem die Enkel, die Schmidt für sich entdeckt haben, die sich für Schmidt begeistern – in der Politik haben sich diese Enkel nie formiert oder einen Namen gegeben, es gab immer nur die Enkel Willy Brandts: Aber eine Ironie der Geschichte ist es nun, dass die Rückkehr des Helmut Schmidt ins öffentliche Bewusstsein ausgerechnet zu der Zeit begann, als der Brandt-Enkel Gerhard Schröder 1998 ins Kanzleramt einzog.

Schröder war dabei nicht nur phänotypisch eine Art Schmidt ohne Zigarette. Er war wie Schmidt aus dem Norden, er war wie Schmidt mehr und mehr mit seiner Partei über Kreuz, einer Partei, die nun damit leben muss, dass ihre zwei letzten Kanzler für sie derart zu rechts waren, dass links von der SPD zwei neue Parteien entstanden: Helmut Schmidts Vehemenz in Sachen NATO-Doppelbeschluss führte zur Gründung der Grünen 1980, Gerhard Schröders Konsequenz bei der Agenda 2010 führte zum Aufschwung der Linken. Schmidt war dabei, mehr als Schröder, nicht nur eine Antifigur, sondern auch eine Lachfigur, so wie ihn etwa Lorient zeigte, Zähne bleckend, Lippen leckend, wie er mit philosophischem Ernst und dem ganzen Gewicht von Hegels Weltgeist auf den Schultern die Probleme mit seiner Wasserrechnung erklärt.

Wie also verwandelte sich dieser Mittelmann, dieser Technokrat, der so viel weniger schillernd war als der im Vergleich zu ihm fast kennedyhafte Willy Brandt

mit seinen Frauengeschichten und seinem Alkohol? Warum wirkte die doch auch angestrengte Normalität von Helmut Schmidt im Vergleich zu Helmut Kohl massiver Spießigkeit auf einmal weltläufig? Und welche Rolle spielte der Umzug von Bonn nach Berlin im Jahr 2000, der das Land so fundamental änderte und eine mediale Enge und Entropie erzeugte, in der Helmut Schmidt erst wirklich glänzen konnte?

Was mit dem Umzug jedenfalls einsetzte, war die Historisierung der alten Bundesrepublik, woran das Fernsehen entscheidend beteiligt war. 1997 wurde Heinrichs Breloers Film „Das Todespiel“ über die Entführung des Arbeitsgeberpräsidenten Schleyer gezeigt, 2003 folgte „Im Schatten der Macht“ über den Rücktritt Willy Brandts, 2005 und 2006 dann wurde das Helmut-Schmidt-Event-Event abgefeiert in „Die Nacht der großen Flut“ und „Die Sturmflut“, 2008 schließlich waren wieder die Terroristen dran mit „Mogadischu“. Manfred Zapatka, Markus Boysen, Ulrich Tukur und Christian Berkel spielten jeweils Helmut Schmidt. All diese Filme stellten die vergehende Bonner Republik als gefährdetes Land da, mal durch die Tiden, mal durch Terroristen, all diese Filme fanden in Schmidt jemanden, der handeln konnte. Über die Tage im Großen Krisenstab während der Schleyer-Entführung sagte Schmidt damals den Schmidt-Satz: „Wir haben uns letztlich alle so gut verstanden, weil wir alle Offiziere waren.“

Schmidt stand für den Brückenschlag der Deutschen zu sich selbst, über die Schuld hinweg. In diesem Zusammenhang ist es auch ganz interessant, ein wenig in Schmidts aktuellem Bestseller zu lesen, der Jahrhundert-Plauderei mit Fritz Stern. Wie immer ist Schmidt hier offen und forsch, er wird aber seltsam verdrückt, ja ausweichend, wenn es um Fragen des Zweiten Krieges geht. Fritz Stern, der höfliche, alte Jude, will nicht zu sehr insistieren, aber es wundert ihn doch, dass Schmidt etwa eine „besondere“ Verantwortung Deutschlands für Polen nicht sehen will. „Die Verwüstung Polens“, hakt Stern nach, „ich meine –.“ Und Schmidt fängt an, von den drei Teilungen Polens im 18. Jahrhundert zu erzählen und die Schuld der Deutschen im historischen Nebel verschwinden zu lassen.

Ähnlich nebulös verhält sich Schmidt, als Stern ihn fragt, ob er wirklich schon vor dem Kriegseintritt Russlands 1941 pessimistisch war, was den Kriegsausgang

betraf, und ob er wirklich nichts vom Konzentrationslager Dachau wusste, das immerhin 1933 errichtet wurde. „Helmut, entschuldigen Sie, wenn ich es so sage“, beharrt Stern. „Dazu gehört ein gewisser Wille, es nicht zu sehen.“

Sehr viel meinungsfreudiger ist Schmidt da, wenn es um Hitlers Wirtschaftspolitik geht. „Die Nazis haben von 1933 bis 1936 ein ökonomisches Kunststück vollbracht, das sonst niemandem in der ganzen Welt gelungen ist“, sagt er und fügt noch mehrmals hinzu: „Wenn Hitler 1936 erschossen worden wäre, würde er heute als Held der Wirtschaftsgeschichte dastehen.“

Interessant sind diese Sätze nicht wegen des substantiellen Unsinns, sondern weil sie deutlich machen, wie Helmut Schmidt wahrgenommen wird, wie er gehört, gelesen, bewundert wird: Weniger für das, was er sagt, als für die Art, wie er es sagt. Es ist sein Stil, der fasziniert, nicht der Inhalt. Er kann über Atomkraft diese Meinung haben (er ist dafür) und über den Afghanistaneinsatz jene Meinung (er ist dagegen), diese Meinung bleibt doch im öffentlichen und publizistischen Kontext seltsam still und wirkungslos, verglichen jedenfalls mit der großen Popularität, die ihm als Person, die ihm als Kanzler-Performer gilt, mit seiner Schiffermütze, seinem Schnupftabak, seinem Schnodderton.

Schmidts Bedeutung im merkelmüden, köhlerverkaterten, gabrielgelangweilten, verrüttgerten, kraftlosen Krisendeutschland 2010 ist also eine symbolische – er wird wahrgenommen eben nicht als historische Figur, für das, was er als Krisenmanager vielleicht vorgeben könnte, was von ihm zu lernen oder nicht zu lernen wäre als jemand, der die erste Ölkrise meistern musste, der den Aufstieg des asiatischen Rivalen Japans sah und einen Kapitalismus, bei dem es weniger auf Rohstoffe ankam und mehr auf Technologie. All das wäre ja heute mit China und Klimakrise nicht uninteressant. (An die Klimakrise glaubt er übrigens nicht.)

Aber Schmidts Funktion ist eine andere. Seine Sonne begann zu strahlen, nachdem Kohl den Schatten frei gemacht hatte. Er wuchs in den Schröderjahren zugleich als Gegenschröder und Schröderblaupause. Er wurde umgarnt von medialen Enkeln wie Sandra Maischberger, die den Altenkult für sich zum Markenzeichen machte. Er gewann immer mehr an Strahlkraft, je ausformulierter die Sehnsucht nach

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Normalität, Bürgerlichkeit und Patriotismus wurde. Er wurde groß, weil er 80 wurde und dann 90, er wurde groß, ohne historische Größe zu erlangen, er wurde groß in einer Zeit, in der die Enge in diesem Land zunahm, was seltsam ist, weil die Enge mit der Großstadt Berlin zusammenhängt, wo die Regierung und all die Lobbyisten und Journalisten heute sitzen. Helmut Schmidt ist ein Produkt der Berliner Republik und jener Berliner Hauptstadtresse, die so gelangweilt ist von sich selbst, ihren Winkelzügen, ihrer Verhaktheit, dass sie sich jemanden wie ihn ausgesucht hat, um sich selbst immer mal wieder vorzuführen, wie es gehen könnte.

Helmut Schmidt ist damit das, was er immer war. Er ist der Stellvertreter. Er gewinnt seine Funktion nicht aus sich selbst, sondern aus dem, was um ihn herum ist. Es ist das merkwürdige, auch medial erzeugte Berliner Vakuum, das Schmidt, Hamburg, Bonn so wachsen lässt. Es ist die Empfindlichkeit eines Horst Köhlers, es ist die Mutlosigkeit einer Angela Merkel, es ist die Kampflosigkeit eines Sigmar Gabriel, die den kühlen Schmidt heute fast cool wirken lässt. Er ist im Angstjahrzehnt der Nullerjahre gewachsen. Er hat im allgemeinen Wabern Gestalt gewonnen. Die Linken mögen ihn nicht, die Rechten mögen ihn nicht, was gar kein schlechtes Zeichen ist.

Die Sehnsucht nach Helmut Schmidt ist die Sehnsucht nach Politik.

„Jetzt bloß keine Hexenjagd“

Dieser Text ist eine Grenzüberschreitung. Er hat auch in der Redaktion Diskussionen ausgelöst. Weil er provoziert und Gefühle verletzen könnte. Wir drucken ihn als Dokument. Der Schriftsteller Joseph Haslinger erzählt von seiner Jugend mit pädophilen Priestern und erklärt, warum das Strafgesetzbuch allein nicht weiterhilft

Von Josef Haslinger, Die Literarische Welt, 13.03.2010

Immer wenn in Österreich bekannt wird, dass katholische Priester wieder einmal ihren Sexualtrieb nicht in Zaum halten konnten, klingelt bei mir das Telefon. Das hat mittlerweile Tradition. Man tut so, als wäre ich Experte in Fragen der Pädophilie und der Pädosexualität. Ich habe als Kind auf diesem Gebiet Erfahrungen gesammelt, und ich habe darüber geschrieben. Aber ich kann kein Experte sein, denn ich habe früher darüber anders geschrieben als jetzt.

Ich war 12 Jahre alt, als erstmals ein Priester, mein damaliger Religionslehrer, sich für meinen kleinen Penis interessierte und dabei ganz offensichtlich in Erregung geriet. Ein Zustand, den man als Zwölfjähriger eigentlich nicht kennt, wenn man nicht das Pech hatte, von seinen Eltern mit deren Sexualität belästigt worden zu sein. Es hat eine Weile gedauert, bis mein Religionslehrer sich die intime Annäherung traute. Als er merkte, dass ich es zuließ, suchte er nach Gelegenheiten, das Spielchen zu wiederholen und, wenn möglich, ein wenig auszuweiten. Ich ging mehrere Etappen der Ausweitung dieser Spielchen mit. Es kam mir nicht in den Sinn, ernsthaft dagegen etwas zu unternehmen. Und deshalb war ich auch nicht in der Lage, sie abzustellen.

Diese Kontakte haben mich verstört, wie man so sagt, ich wusste einfach nicht, was ich davon halten sollte, und ich habe lange Zeit darüber mit niemandem gesprochen. Andere konnten darüber sprechen. Und so kam mir mein erster sakraler Erotikpartner, wenn ich das so ausdrücken darf, noch in der Klosterschule abhanden. Er wurde in ein anderes Kloster, in dem es keine Zöglinge gab, zwangsversetzt.

Dass dieser Mitschüler den Eltern von seinen Erlebnissen erzählte, fand ich mutig. Ein wenig hielt ich es auch für einen Verrat. Aber von da an habe ich natürlich gewusst, dass ich mit meinen Erlebnissen diejenigen, die sie verursachten, erpressen konnte; dass ich ein Mittel der Gegenwehr in der Hand hielt. Und ich habe auch gesehen, wie einfach das ist. Man redet darüber, und der Mann zieht den Kürzeren. Als Kind, insbesondere als Internatsschüler, entwickelt man einen strategischen Sinn. Man kann fies sein gegen jemanden. Ich kannte dieses Mittel, ich habe es oft eingesetzt. Aber nicht gegen die Priester, die mit mir sexuelle Spiele veranstalteten.

Der Skandal hielt sich damals in Grenzen. Ein Priester musste das Kloster wechseln. Warum, das hat die Gemeinde nie erfahren. In der Zeitung war darüber nichts zu lesen. Und was meine langsam erwachende Sexualität betraf, so gab es bald andere, die an die frei gewordene Stelle nachrückten. In mir hatten sie die richtige Wahl getroffen. Ich schwieg beharrlich.

Fünfzehn Jahre später, in den frühen achtziger Jahren, veröffentlichte ich eine Kurzgeschichte mit dem Titel „Die plötzlichen Geschenke des Himmels“. Darin berichtet ein Ich-Erzähler, dass er als Klosterzögling von seinem Religionslehrer, einem gewissen Pater G., vergewaltigt wurde. Wörtlich heißt es: „Er legte mir sein wulstiges Fleischstück wie eine geweihte Hostie auf die Zunge, lächelte mich an dabei, sagte, na, mach schon, trau dich nur. Ein schaler, nichtssagender Geschmack, ein wenig Ekel. Da stieß es mit einem Mal in meinen Mund hinein, zuckte hin und her, ich konnte ihm nicht mehr entkommen. Mein Kopf wurde von hinten gegen das Haarbüschel gepresst, es reckte mich, wenn der Religionslehrer auf meinen Gaumen stieß, die Speiseröhre hinabschlüpfen wollte ...“

Das formulierte ich wohl zu einer Zeit, als ich schon Pornofilme kannte. Gerade diese Szene, die sich sozusagen ins Zentrum drängt, weicht am weitesten von der Realität ab. Aber sie hatte sicher auch damit zu tun, dass ich in Wirklichkeit auch Ekelgefühle empfand. In der Folge, so die Geschichte, sei der Ich-Erzähler aus dem Klosterinternat abgehauen, ohne jemandem die Gründe dafür plausibel machen zu können, warum er ins Kloster nicht mehr zurückkehren wolle. Moralisch einwandfreie Fiktion. Würde gut in die heutige Debatte passen. Und gerade darum ist sie schlecht.

Pater G. war eine Zusammenführung von drei Personen, mit denen ich im Alter von 12 bis 14 Jahren sexuelle Kontakte hatte. Darüber hinaus gab es noch eine vierte Lehrperson, die allerdings aus dem Rahmen fiel, weil sie mich lehrte, dass eine Frau und eine erstaunlich große Kinderschar den Herrn Papa nicht unbedingt davon abhalten, sich für erotische Spielchen mit fremden Knaben zu interessieren. Ich bin, im Gegensatz zu meinem Protagonisten in der Kurzgeschichte, aus dem Klosterkonvikt nie abgehauen, sondern ich habe immer nur geträumt davon. Aber nicht wegen der sexuellen Vorkommnisse.

Die Kurzgeschichte war eine moralische Anklage, nein, eine Entladung. Ich hatte mittlerweile mit der Kirche gebrochen und wollte es ihnen zurückzahlen, so drastisch wie möglich. Heute denke ich, es war vor allem das ständige Erniedrigtwerden bis hin zur allgegenwärtigen körperlichen Züchtigung, das im Nachhinein meine Hassgefühle hat wachsen lassen. In den Jahren, in denen außerhalb der Klostermauern über antiautoritäre Erziehung gesprochen wurde, wurden wir von den Protagonisten der Religion der Liebe, auf arabische Art, könnte man sagen, mit dem Stock geschlagen. Die Pädophilen waren in dieser Sphäre von klösterlicher Gewalt eine Oase der Zärtlichkeit. Das Kloster war ein Exzess in dieser und jener Richtung.

Ich muss mir heute eingestehen, dass es viele Möglichkeiten gegeben hätte, die damaligen sexuellen Kontakte abzuwehren und zu unterbinden. Ich habe diese Möglichkeiten nicht genutzt. Ich habe mich nicht gerade angeboten, dazu war ich zu schüchtern, aber ich habe, nach den ersten unerwarteten Annäherungen, schnell gesehen, wer aus einer bestimmten Neigung heraus sich umschaute. Und ich bin solchen Annäherungen nicht ausgewichen, sondern ich habe sie in gewisser Weise als Auszeichnung empfunden.

Ich wurde in die geheime, aufregende Welt der Sexualität eingeführt. Ein Penis, der ejakuliert. Wenn man zwölf Jahre alt ist, will man das endlich einmal sehen. Dass es katholische Priester waren, die mir diese Welt eröffneten, mag ungewöhnlich sein. Aber sie waren ja nicht die einzigen. Ich hatte zu Gleichaltrigen und Älteren dieselben Kontakte wie andere auch. Ich war kein sozial gestörtes Kind, das hilflos dem Tribleben sakraler Päderasten ausgeliefert war. Ich war verstört, weil ich zu dieser Zeit

ja auch noch ein sehr religiöser Mensch war und selbst Priester werden wollte. Die moralische Verstörung war weitaus übler als die erotische Konfusion.

Es liegt mir daran, in einem Moment, in dem alle Welt sich plötzlich über solche Vorgänge entrüstet, als hätten sie keine Tradition, nicht nur über die Verstörung, sondern über alle Gefühle Auskunft zu geben. Gefühle, die man gehabt hat, sollte man im nachhinein nicht einfach zugunsten einer moralischen Entrüstung abschütteln, als hätte es sie nicht gegeben. Es war nicht nur eine Last, ein solches Geheimnis zu haben, es war auch etwas Besonderes.

Neulich, beim Durchstöbern alter Fotos, fiel mir ein Brief aus dem Kloster in die Hände, ein schüchterner Liebesbrief, der mir, dem damals Zwölfjährigen, von einem Ordenspriester geschrieben wurde. Und er hatte ein Foto von sich beigelegt. So erstaunlich, wie ich das heute finde, habe ich das damals gar nicht gefunden. Ich habe mich meiner Mutter gegenüber gebrüstet, dass ein Ordenspriester so vertraut mit mir war, und habe ihr das Foto gezeigt. Sie hat keinen Verdacht geschöpft. Und als mich der zudringliche Pater in den Ferien ins Kloster einlud, bin ich hingefahren.

Ich verstehe, dass die Gesellschaft Pädophilen keinen Freibrief ausstellen kann. Aber ich weiß auch, dass sie zärtlich sind, fürsorglich, liebevoll und weitaus weniger egoistisch als man sich das gemeinhin vorstellt. Sie hätten das auch gar nicht nötig, weil es Kinder gibt, die sich mit Neugier darauf einlassen.

Ich wurde von diesen Erwachsenen sicherlich ausgenutzt, aber ich fühlte mich auch ernst genommen. Wir sprachen ja nicht nur über Sexualität. Einer der drei schrieb Gedichte. Ich kann heute noch eines seiner Gedichte auswendig. Und einmal sprachen wir über das Thema eines Schulaufsatzes, den ich zu schreiben hatte. Als wir uns das nächste Mal trafen, übergab er mir ein mit der Maschine geschriebenes Blatt, auf dem er sich Gedanken zu diesem Thema gemacht hatte. Es waren die Gedanken eines Erwachsenen. Ich baute sie in den Schulaufsatz ein, und da wurden sie plötzlich meine eigenen Gedanken. Sie brachten mich weiter. Der Mann hat später geheiratet und Kinder bekommen. Von meinem ersten Partner, jenem, der später in ein anderes Kloster versetzt wurde, kann ich mit ziemlicher Sicherheit behaupten, dass er zu Ehe und Familie gar nicht in der Lage gewesen wäre.

Nachdem ich neulich im Zuge der Missbrauchsdiskussionen im österreichischen Fernsehen über meine Klostererlebnisse berichtet hatte, bekam ich eine E-Mail, in der mir eine Frau erzählte, ein Verwandter von ihr, ein Lehrer, habe sich gerade umgebracht. Er war (zu Recht) beschuldigt worden, einen Schüler unsittlich berührt zu haben.

Passen wir bloß auf, dass wir jetzt keine Hexenjagd inszenieren. Die Kinder sind zu schützen, keine Frage. Und die Opfer haben ein Recht, gehört zu werden. Aber was machen wir nur mit den Tätern? Es hat einen guten Sinn, warum es im Gesetz Verjährungsfristen gibt. Da hat es einmal ein Rechtsempfinden dafür gegeben. Das Hauptaugenmerk kann doch nicht Tätern gelten, deren Straftaten verjährt sind. Alle Menschen sollen eine Chance haben zu lernen, wie man mit seinen Verhaltensweisen innerhalb des gesetzlichen Rahmens bleiben kann. Und wenn sie es gelernt haben, dann haben sie sich mehr angestrengt als so mancher, der jetzt den moralisch Entrüsteten spielt, obwohl er die Fallen einer solchen Neigung nicht einmal ansatzweise kennt.

Das Hauptbestreben der derzeitigen Thematisierung von Pädophilie und Pädosexualität muss es sein, derzeitige Fälle aufzudecken und künftige zu verhindern. Die Aufarbeitung der Geschichte ist für die Opfer von Bedeutung. Sie haben einen uneingeschränkten Anspruch darauf. Aber die Gesellschaft? Immerhin wird der Intimbereich von Menschen berührt. Von Opfern und von Tätern. Egal wie er beschaffen ist, er steht unter dem Schutz unserer gesellschaftlichen Verfassung. Ich will diese Leute nicht am Pranger vorgeführt bekommen.

Am besten schützt man die Kinder, indem man den Pädophilen hilft, mit ihrer gesellschaftlich nicht gut integrierbaren Neigung auf eine Weise zurande zu kommen, die nicht das Strafgesetz berührt. Aber die derzeitige Kriminalisierungskampagne geht in eine ganz andere Richtung und ist damit nicht hilfreich. Es muss doch möglich sein, einem Menschen, der es offensichtlich nicht aus eigener Kraft schafft, sein Verhalten in den Griff zu bekommen, eine Form von Hilfe anzubieten, die ihm nicht gleich die Menschenrechte abspricht.

Medienaufgeregte Politiker überschlagen sich mit Vorschlägen, wie man das Strafrecht verschärfen und Verjährungsfristen aufheben könnte. Wenn wir Pädophile

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mit Kinderschändern und Sexualattentätern gleichsetzen, haben wir zwar ein größeres Medienspektakel, aber es geht uns jeder Maßstab für sinnvolle Maßnahmen verloren. In meinen juristisch ungeschulten Augen sind das unterschiedliche Paragraphen.

Die Zähmung der Bestie

Über das schwierige Verhältnis von Demokratie und Krieg

Von Dirk Kurbjuweit, Spiegel, 05.07.2010

Die ersten Demokraten waren Krieger. Im fünften Jahrhundert vor Christus mussten die Bürger Athens ihre Freiheit ständig verteidigen, zunächst gegen die Perser, dann gegen die Spartaner. Sie leisteten ihren Kriegsdienst als Hopliten in der Phalanx oder als Ruderer auf den Trieren. Damals fiel niemandem ein, dass eine Demokratie sich mit Kriegen schwerer tun würde als eine andere Staatsform. Die Bürger Athens und anderer Stadtstaaten töteten und starben für ihre Werte. Der Historiker Robin Lane Fox schreibt in seinem Buch "Die klassische Welt", dass genau dies der Vorteil der Griechen war. Sie kämpften furios, um frei bleiben zu können. Die Perser dagegen waren Untertanen eines grausamen Königs und nur mäßig motiviert.

Heute ist die Demokratie die Staatsform, die sich am Schwersten tut mit dem Krieg. Das gilt sogar für die USA, wo die Regierungen oft leichter Hand Truppen in Marsch setzen, die Öffentlichkeit aber bald skeptisch wird. Das ist kein Makel, denn im Krieg geht es immer um das Sterben und das Verstümmeln von Menschen, und da sind Skrupel richtig. Am allerschwersten tut sich Deutschland, und auch das ist vollkommen in Ordnung. Deutschland hat zwei Weltkriege begonnen und den zweiten als totalen Krieg geführt, als Orgie der Zerstörung und Selbstzerstörung. Nie wieder Krieg - dieser bundesrepublikanische Satz ist eine naheliegende Konsequenz.

Doch dieser Satz wurde von der Realität eingeholt. Die Bundesrepublik ist seit acht Jahren in einen Krieg verwickelt. Erst hat dies kaum einer so richtig gemerkt, aber seitdem sich die schlechten Nachrichten aus Afghanistan häufen, ist eine Debatte um

diesen Krieg entbrannt. Zwei Drittel der Deutschen wollen nicht, dass die Bundeswehr in Afghanistan bleibt.

Aber es gibt gute Argumente dafür, dass sie bleibt. Darum geht es jetzt hier: um die Frage, was es für eine Demokratie heißt, einen Krieg zu führen, und warum es für die deutsche Demokratie richtig sein kann, diesen Krieg zu führen. Die Argumente folgen der Chronologie eines Krieges. Zunächst geht es um den Kriegseintritt, also die Gründe für einen Krieg, dann geht es um den Verlauf eines Krieges, also um das Töten und Sterben, dann um die Frage, wann man einen Krieg beenden kann. Zum Schluss geht es darum, wer über Kriegsbeginn und -ende entscheiden soll und auf welcher Grundlage.

Der Beginn:

Terror und Solidarität

Für einen Krieg gibt es gute und schlechte Gründe. Wohl niemand würde bestreiten, dass es gut war, dass Amerikaner, Briten, Kanadier, Australier und andere gegen das Deutschland der Nazis in den Krieg gezogen sind. Hätten sie sich pazifistisch verhalten, wäre die Demokratie in Europa untergegangen, und unser Leben heute sähe anders aus.

Aber auch Demokratien haben aus schlechten Gründen Kriege begonnen. Schon die Athener setzten ihre Waffen ein, um Tribut von anderen Staaten einfordern zu können. Frankreich und Großbritannien haben aus wirtschaftlicher Gier Kolonialkriege geführt. Die USA haben den Irak auch deshalb angegriffen, weil es dort riesige Ölvorkommen gibt. In Vietnam ging es um Machtfragen im Kampf der Systeme.

In der kurzen Kriegsgeschichte der Bundesrepublik kommen schlechte Gründe nicht vor. Die Bundeswehr zog 1993 nach Belet Huen in Somalia, weil ein Bürgerkrieg das Land in Chaos gestürzt hatte und eine Hungerkatastrophe drohte. Der Einsatz war ausschließlich humanitär begründet. Im Krieg gegen Serbien 1999 ging es darum, einen Völkermord im Kosovo zu verhindern.

Am 11. September 2001 wurde die USA mit entführten Flugzeugen attackiert, rund 3000 Menschen starben. Dies war die Terrorat eines kriegerischen Islamismus, der sich durch die westliche Lebensweise und durch die Freiheiten, die Demokratie und Marktwirtschaft den Menschen lassen, herausgefordert fühlt. Der Anführer von al-

Qaida, Osama Bin Laden, ließ in seinen Botschaften keinen Zweifel, dass er diesen Krieg fortführen will. Afghanistan war eine Heimstatt seiner Terrorgruppe, geduldet und unterstützt vom Regime der Taliban. Deshalb haben die Amerikaner in Afghanistan eingegriffen.

Wirtschaftliche Gründe spielten damals keine Rolle. Es ging nicht um das Lithium, das es in der afghanischen Erde geben soll. Es ging um den Kampf gegen den Terror.

Der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder versprach den Vereinigten Staaten "uneingeschränkte Solidarität" beim Kampf gegen den Terrorismus, der auch die deutschen Werte bekämpft. Das war richtig. Die USA waren angegriffen worden, die USA sind unsere Verbündeten. Wenn sie einen Krieg aus guten Gründen führen, sollte die Bundesrepublik ihnen helfen, auch weil sie im Kalten Krieg nur durch die Hilfe der Amerikaner als Staat überleben konnte.

Es gab auch kein "Augusterlebnis" wie 1914, keine Begeisterung für diesen Krieg. Die Politiker haben die Soldaten schweren Herzens nach Afghanistan geschickt. Nach einem Beginn in Kabul wählte die Bundeswehr schließlich den relativ sicheren Norden als Einsatzgebiet. Sie wollte nicht ein neues Heldentum fördern oder Waffen in großen Schlachten testen. Sie wollte still und möglichst ohne Kampf einen Beitrag leisten.

Was den Beginn angeht, ist dieser Krieg gut begründet.

Der Verlauf:

Bestie und Opfer

Wenn es einen anerkannt guten Krieg gibt, dann den Krieg der Alliierten gegen Nazi-Deutschland. Wenn es einen anerkannt guten Soldaten gibt, dann den amerikanischen GI, der im Landungsboot die Küsten der Normandie gestürmt hat, obwohl das Risiko extrem hoch war. Von den Überlebenden wird erinnert, dass sie Schokolade an deutsche Kinder verteilt haben.

Der britische Historiker Antony Beevor hat in seinem jüngsten Buch enthüllt, dass einige dieser Helden der Demokratie Kriegsverbrecher waren. Sie haben deutsche Soldaten, die sich ergeben hatten, niedergemetzelt. Wahrscheinlich sind diese GIs als

gute Menschen in die Landungsboote gestiegen. Aber der Krieg hat die Bestie in ihnen geweckt.

Ein Projekt der Demokratie ist die Zähmung dieser Bestie. Schon die Griechen haben damit begonnen, denn ihre Demokratie war eine Antwort auf die Willkür grausamer Tyrannen. Sie suchten und fanden ein Verfahren, wie sich politische Fragen, die immer auch Machtfragen sind, ohne Gewalt lösen lassen. Im Krieg allerdings war ihnen die Bestie, die in ihren Seelen weiterschlummerte, nach wie vor willkommen. Es gab keine humanitäre Rücksicht gegenüber dem äußeren Feind. Was für den Sieg notwendig schien, wurde getan. Die Demokratien von heute gehen einen anderen Weg. Ihr Menschenbild hat sich so verfeinert, dass auch der Gegner von außen, der Feind, nicht mit äußerster Gewalt bekämpft werden soll. Die Öffentlichkeit zu Hause, die Heimatfront, verlangt einen anständigen, einen sauberen Krieg. Sie verlangt Rücksicht auf den Gegner.

Demokratien versuchen, ohne Hass auszukommen. Anders als man vielleicht vermuten würde, gehört zum Wesen einer Demokratie nicht die Friedlichkeit, sondern der Kampf. Alles ist immer umstritten, es gibt keine Permanenz, keine Einheitlichkeit wie in der Diktatur. Minütlich bricht ein neuer Streit aus, niemand kann sich seines Amtes sicher sein. Damit das funktioniert, muss der Kampf zivil sein. Gewalt ist ein Tabu. Das ist nicht paradox, sondern logisch: Gerade die, die den permanenten Kampf zur Staatsform gemacht haben, achten empfindlich darauf, dass fair und gewaltfrei gekämpft wird.

Über das Christentum, die Aufklärung und einen humanitären Universalismus hat sich dieses Konzept so vertieft, dass selbst im Krieg Regeln gewahrt werden sollen. Auch ein Taliban ist nicht nur Feind, sondern auch Mensch. So sieht man das in den demokratischen Gesellschaften, und das zu Recht.

Ein Krieg ist also der permanente Tabubruch. Demokratien versuchen ihn deshalb so human wie möglich zu gestalten. Weil die deutsche Öffentlichkeit wegen der beiden Weltkriege besonders empfindlich ist, hat die Bundeswehr sogar versucht, einen neuen Soldatentypus zu schaffen: den guten, gutmütigen Krieger, den Mann mit der Rose im Gewehrlauf, nett, hilfreich, bestienfrei. In den ersten Jahren in Afghanistan hat sich die

Bundeswehr vor allem um den Wiederaufbau des Landes gekümmert. Die Einsatzregeln waren zum Teil so grotesk rücksichtsvoll, dass sich die Soldaten schutzlos gefühlt haben.

Auch die Amerikaner, oft gescholten, versuchen in Afghanistan durchaus Rücksicht auf die Zivilbevölkerung zu nehmen. Die US-Zeitschrift "The Atlantic" hat kürzlich berichtet, dass amerikanische Soldaten bei ihren Operationen die Felder eines bestimmten Bauern nicht mehr betreten, damit er nicht verärgert ist. Das ist gleichsam so, als würden bei einem Krieg in Deutschland die Schilder "Das Betreten des Rasens ist verboten" von Soldaten beachtet, um sich die Hausmeister gewogen zu halten. So führt nur eine Demokratie Krieg.

Gleichwohl ist die Heimatfront immer unzufrieden, immer alarmiert. Das ist folgerichtig, weil jeder Krieg ein Tabubruch bleibt, egal wie human man ihn führt. Die Kritik ist allerdings an zwei Punkten ungerecht.

Der eine Punkt ist die Kritik an der langen Dauer des Krieges. Der israelische Militärgeschichtler Martin van Creveld hat in seinem Buch "Gesichter des Krieges" zwei Arten des Kampfes gegen Aufständische beschrieben, die erfolgreich waren. 1982 hat der syrische Diktator Hafis al-Assad den Widerstand der Muslimbruderschaft mit bestialischer Härte in kurzer Zeit niedergeschlagen. Bis zu 25 000 Menschen sollen umgekommen sein, darunter viele Frauen und Kinder. Damit konnte Assad die Macht seiner Familie bis heute absichern.

Das zweite Beispiel ist der Kampf der Briten in Nordirland. Nachdem sie zunächst brutal vorgegangen waren, haben sie über Jahrzehnte durch strikte militärische Zurückhaltung die Zustimmung der Bevölkerung gewonnen, bis die IRA die Sinnlosigkeit ihres Kampfes eingesehen hat.

Für eine Demokratie gibt es nur die zweite Variante. Die Bestialität widerspricht dem Menschenbild, auf dem sie aufbaut. Aber für das zweite Verfahren braucht eine Gesellschaft Geduld. Es dauert, es ist teuer, es gibt Rückschläge. Der Erfolg ist nicht gewiss, aber möglich.

Die andere ungerechte Kritik heißt, der Krieg in Afghanistan sei schmutzig.

Der hehre Anspruch einer Demokratie überfordert oft die Soldaten, die den Krieg führen. Sie können nicht so abgeklärt bleiben wie die Redner einer Debatte im Bundestag. Ihre Begleiter in den Kämpfen sind Angst, Blutausch, Hass, Größenwahn, irgendwann auch Kälte, Abstumpfung - und all das treibt die Bestie noch immer hervor. Deshalb kommt es zu Taten, die unerträglich sind.

Weil der deutsche Oberst Georg Klein das deutsche Camp in Kunduz bedroht sah, ließ er zwei entführte Tanklaster bombardieren. Er belog die amerikanischen Piloten, um ihre Bedenken gegen den Einsatz zu löschen. Bis zu 142 Menschen, darunter viele Zivilisten, starben. Oberst Klein ist ein Mensch, der in Deutschland wahrscheinlich niemandem etwas zuleide getan hätte. Aber er war im Krieg, und der Krieg hat ihn dazu gebracht, diesen fatalen Befehl zu geben.

Deshalb ist nicht der ganze Krieg schmutzig. So bitter das ist, aber im Chaos eines Krieges kommt es immer wieder zu Irrtümern und Exzessen mit schrecklichen Folgen. Man kann nicht darauf vertrauen, dass jeder Soldat seinen Krieg so führt, wie es für eine Demokratie angemessen ist. Aber man kann darauf vertrauen, dass der Staat, die Bundesrepublik Deutschland, diesen Krieg nicht bestialisch oder schmutzig führen will. Alle Politiker, die maßgeblich für diesen Einsatz verantwortlich sind, die Bundeskanzler Gerhard Schröder und Angela Merkel sowie sämtliche Verteidigungsminister, sind zivile, kriegsscheue Menschen, die mit großen Skrupeln an diese Sache heran-gehen. Sie wollten und wollen diesen Krieg so führen, wie es der deutschen Demokratie gemäß ist.

Sie sind auch nicht Politikertypen, die Menschen leichtfertig in den Tod schicken. Napoleon hat zu Klemens Wenzel Fürst von Metternich am 26. Juni 1813 gesagt: "Ich bin in den Feldlagern aufgezogen worden, ich kenne nichts als das Feld, ein Mensch wie ich schießt auf das Leben von einer Million Menschen." Ein größerer Gegensatz zu Angela Merkel ist nicht denkbar. Aber auch sie nimmt den Tod deutscher Soldaten in Kauf.

Wahrscheinlich kennt fast jeder etwas Höheres als das eigene Leben. Viele Eltern würden sich opfern, um das eigene Kind zu retten. Von den Leibwächtern wird erwartet, dass sie die Politiker mit ihrem Körper schützen. Polizisten und

Feuerwehrleute setzen sich immer wieder lebensgefährlichen Situationen aus, um gefährdete Menschen zu retten.

Das alles ist nicht umstritten. Wer jedoch sagen würde, es sei vertretbar, dass deutsche Soldaten ihr Leben für die Staatsräson der Bundesrepublik geben, löste damit viel Unbehagen aus. Nicht zufällig hat sich die Debatte um den Krieg in Afghanistan verschärft, als dort kurz hintereinander sieben Soldaten der Bundeswehr gefallen sind. Das Gefühl herrscht vor, dass ihr Opfer vergebens ist, dass ihr Tod keinen Wert hat. Das hat auch mit der deutschen Vergangenheit zu tun. Die Nazis schickten Millionen Deutsche in den Tod, der dann als Opfertod gefeiert wurde. Es gibt seither hierzulande keinen Bedarf mehr an Heroismus. Man braucht ihn auch nicht.

Traurig ist etwas anderes. Es gibt in Deutschland kaum noch ein leidenschaftliches Verhältnis zur Demokratie und zur Freiheit. Für die Griechen war es ein Vorteil, dass sie als Demokraten in den Kampf gegen die Perser gezogen sind. Die deutsche Friedensbewegung dagegen hat den Satz erfunden: Lieber rot als tot. Mit diesem Satz hat der Pazifismus die Demokratie verraten.

Pazifismus ist die Haltung einer Minderheit. Aber auch die anderen Deutschen haben kein pathetisches Verhältnis zur Demokratie und zum Staat, wie viele Amerikaner oder Franzosen, deren Vorfahren die Freiheit erkämpft haben. Tod ist aber nur mit Pathos halbwegs zu ertragen, wie sich an vielen Trauerzeremonien zeigt. Gerade wenn ein jüngerer Mensch stirbt, muss ein höherer Sinn her, sonst gibt es keinen Trost.

Es liegt daher nahe, dass sich die postpathetische, postheroische Bundesrepublik besonders schwer tut mit dem Tod ihrer Soldaten, zumal ihre Bürger über Jahrzehnte gewohnt waren, dass ein Soldat ein Mensch ist, der gebührenfrei einen Lkw-Führerschein machen will und sich bei Biwaks in der Heide wohl fühlt. Jetzt ist ein Soldat ein Mensch, der bald in Afghanistan sterben kann.

Der Tod eines jungen Menschen ist immer eine Katastrophe. Die Frage ist, ob die Bundesrepublik manchen Bürgern diese Katastrophe zumuten darf. Die Antwort ist: ja. Auch hier gilt, dass die Bundesrepublik ein bewährter Staat ist. Bei allen Mängeln macht sie ihren Bürgern ein vergleichsweise gutes Leben möglich, sie gewährt und

sichert große Freiheiten, sie ist eine funktionierende Demokratie. Die Bundesrepublik gibt ihren Bürgern so viel, dass sie auch Opfer mancher ihrer Bürger erwarten darf.

Bislang sind 43 deutsche Soldaten in Afghanistan ums Leben gekommen. Das ist eine schrecklich hohe Zahl, aber auch eine unerwartet niedrige. Welche Nation war schon einmal acht Jahre lang in einen Krieg verwickelt, ohne Tausende oder Hunderttausende Tote betrauern zu müssen? Mit Toten Rechnungen anzustellen wirkt immer zynisch, aber man kann wirklich nicht sagen, dass dieser Krieg einen wahnsinnig hohen Blutzoll fordert.

Insgesamt ist also auch der Verlauf dieses Krieges nicht so, dass ein Rückzug der Bundeswehr notwendig wäre.

Das Ende:

Ordnung und Mädchen

Wie geht ein Krieg zu Ende? Auch das ist eine Frage, die sich einer Demokratie heute anders stellt als einer anderen Staatsform. Wer früher ein Land aus ökonomischer Gier überfiel, konnte abziehen, sobald er genug geraubt hatte oder die militärischen Kosten der Ausbeutung den Ertrag überstiegen. Das Elend, das zurückblieb, war den Siegern egal. Sie genossen den neuen Reichtum.

Einer modernen Demokratie ist das zum Glück nicht möglich. Es gibt kein "egal", auch nicht, was die Zeit nach dem Krieg angeht. Das heißt, wer einen Krieg führt, der übernimmt auch die Verantwortung dafür, was nach dem Krieg geschieht, für die Nachkriegsordnung also. Leider gelingt es den Demokratien fast nie, in kurzer Frist eine befriedigende Ordnung herzustellen.

Dem Ersten Weltkrieg folgte das Regime von Versailles, das in den Zweiten Weltkrieg mündete. Dem Zweiten Weltkrieg folgte die Spaltung Europas, die nur für den Westen Freiheit und Wohlstand brachte. Im Osten ersetzte der Stalinismus die NS-Herrschaft, und es folgte der Gulag für viele, die Freiheit und Demokratie wollten. Somalia ist heute kein Staat mehr, sondern eine Heimstatt der Gewalt und des Elends. In Bosnien-Herzegowina und dem Kosovo herrscht ein prekärer Frieden, der nur durch die ständige Präsenz äußerer Mächte erhalten wird.

Das ist eine traurige Bilanz. Und dennoch war es nur in einem dieser Fälle ein Fehler, einen Krieg geführt zu haben. Das ist Somalia. Der Westen überließ die Menschen einem trostlosen Schicksal, als klar war, dass es äußerst schwierig und verlustreich sein würde, eine neue Ordnung zu schaffen. Nun terrorisieren Piraten von der somalischen Küste aus die Handelswege.

In Bosnien und im Kosovo hat der Kriegseinsatz von Amerikanern und Europäern immerhin für Ruhe und Ordnung gesorgt. Die Barbarei ist beendet, keine Blutbäder mehr, keine Massenvergewaltigungen. Beide Länder gehören zu Europa, und Europa darf es nicht zulassen, dass Zivilisation und Zivilität von den Rändern her ausfransen. Hier verbinden sich ein moralisches und ein geopolitisches Argument. Wenn es anders nicht geht, wird die Bundeswehr noch hundert Jahre dort bleiben.

Afghanistan dagegen ist weit weg. Zudem ist das ursprüngliche Argument für diesen Einsatz brüchig geworden. Niemand weiß, ob man Osama Bin Ladens dort habhaft werden kann. Der kriegerische Islamismus ist beweglich genug, um sich andernorts Basen zu schaffen, in Pakistan oder im Jemen. Doch würde die Nato jetzt abziehen, wären die Taliban bald wieder an der Macht. Die neue Ordnung wäre die alte. Der Unterschied: Die Taliban würden regieren, weil der Westen versagt hat.

Die Bundeswehr hat die Verantwortung übernommen für die Menschen im Norden. Es geht ihnen insgesamt recht gut damit. In Kunduz, Masar-i-Scharif und anderswo gibt es einen normalen, nichtkriegerischen Alltag. Die Leute gehen ihrer Arbeit nach, Mädchen können Schulen besuchen. Die Nachrichten von getöteten Soldaten verdecken, dass es diesen Alltag gibt. Er ist auch ein Erfolg der Bundeswehr.

Gleichwohl ist Afghanistan ein Land, das unseren Vorstellungen von einer Demokratie überhaupt nicht entspricht. Und Korruption ist eine schlimme Geißel, aber das, was Afghanistan jetzt ist, ist immer noch besser als das, was es war.

Zurzeit berichten die Medien groß über tote Soldaten. Sind die Deutschen erst raus, werden sie über Vergeltung berichten, über Mädchen, die nicht zur Schule gehen dürfen. Die neue Ordnung Afghanistans dürfte aus westlicher Sicht schwer erträglich sein. Der Pazifismus ist keine unschuldige Position. Der unterlassene Krieg kann genauso verwerflich sein wie der Krieg. Selbstgerechtigkeit kann man sich also sparen.

Zudem wird ein Staat Afghanistan, der von den Taliban regiert wird, wahrscheinlich dafür sorgen wollen, dass auch der Nachbar Pakistan unter die Herrschaft religiöser Ultras fällt. Da könnte eine Ordnung entstehen, die für den Westen bedrohlich wird, weil Pakistan angereichertes Uran und Atomwaffen hat.

Der kriegerische Islamismus bleibt eine Herausforderung, da darf man sich nicht täuschen. Wenn die Nato jetzt abzieht, ohne für eine halbwegs gute Ordnung gesorgt zu haben, hat sie die erste Runde eines grundlegenden Konflikts verloren. Das wird den anderen Mut machen.

Es gibt gute Gründe, diesen Krieg noch nicht zu beenden.

Die Legitimation:

Stimmung und Verantwortung

Zum Wesen einer Demokratie gehört auch, dass sie nicht auf Dauer gegen den Willen der Mehrheit handeln darf. Deshalb könnte es sein, dass die Regierung die Bundeswehr abziehen muss, obwohl gute Gründe dafür sprechen, sie noch in Afghanistan zu lassen. Das wäre dann eine akzeptable Entscheidung. Für eine Demokratie ist die Legitimation des politischen Handelns durch die Bürger das Wichtigste. Gerade ein Krieg muss sauber legitimiert sein, weil damit manchen Bürgern die Bereitschaft zum Tod abverlangt wird.

Angeblich ist der Krieg in Afghanistan schlecht legitimiert, weil zwei Drittel der Bundesbürger dagegen sind. Das aber ist der größte Irrtum in dieser Debatte. Deutschland hat eine repräsentative Demokratie. Die Politiker stellen sich den Bürgern alle vier Jahre zur Wahl. In der Zwischenzeit haben sie im Rahmen des Grundgesetzes und der Gesetze freie Hand. Das ist mit gutem Grund so entschieden worden, damit nicht Stimmungen das politische Handeln übermäßig bestimmen.

Stimmungen sind leicht zu beeinflussen und schwer zu messen. Zwar äußern sich die Deutschen in Umfragen überwiegend skeptisch zu diesem Krieg. Das motiviert sie aber nicht, in nennenswerter Zahl dagegen zu kämpfen. Dabei ist die Bundesrepublik eigentlich ein Land der Pazifisten. Gegen die nukleare Nachrüstung gingen Hunderttausende auf die Straße, gegen den ersten Irak-Krieg der USA Zehntausende.

Nun sterben deutsche Soldaten in Afghanistan, aber im Land der Friedensbewegungen gibt es keine Friedensbewegung. Was ist also wirklich die Stimmung im Land?

Selbst wenn man es genau wüsste, kann das nicht der Maßstab für die Politik sein. Angela Merkel wird häufig vorgeworfen, sie richte sich in ihrer Politik zu sehr nach Umfragen, also Stimmungen in der Bevölkerung, und das ist ein berechtigter Vorwurf. In Sachen Afghanistan tut sie das nicht, sie regiert gegen die angebliche Stimmung im Volk. Das aber soll auch falsch sein. Da stimmt die Argumentation nicht.

Jeder vernünftige Mensch ist grundsätzlich skeptisch gegenüber dem Krieg, auch Angela Merkel. Aber sie kann es nicht nur schrecklich finden, dass deutsche Soldaten sterben. Sie findet das sicherlich auch schrecklich, aber sie muss sich fragen, ob sie diese Opfer nicht in Kauf zu nehmen hat. Ein Politiker bewegt sich da im Bereich furchtbarer Kalküle. Der Schutz der Bürger gehört zu seinen wichtigsten Aufgaben. Aber er muss auch die Weltlage berücksichtigen, die deutschen Interessen und das Verhältnis zu den Verbündeten, in diesem Fall vor allem zu den Vereinigten Staaten. Er kann dann zu dem Schluss kommen, dass 43 tote Deutsche der Preis sind, den die Bundesrepublik zu zahlen hat, vielleicht auch 100 oder 200. Und warum vielleicht noch 200, aber nicht mehr 300?

Niemand möchte solche Kalküle anstellen müssen. Aber sie sind notwendig, solange nicht Immanuel Kants ewiger Friede herrscht. Sogar ein Pazifist macht mindestens unbewusst eine solche Rechnung auf. Oder warum meldet er sich bei 43 Toten zu Wort, nicht aber bei einem oder fünf? Doch nur Politiker müssen solche Gedanken bis zur letzten Konsequenz denken. Sie müssen entscheiden, sie tragen die Verantwortung. Repräsentative Demokratie heißt eben auch, dass man die folgenschweren Entscheidungen den Politikern überlässt. Nur sie bringen die professionelle Kühle auf, die notwendig ist. Diese Entscheidungen müssen sie dann der Bevölkerung erklären.

Leider aber wurde der Einsatz in Afghanistan lange beschwiegen. Der Krieg sollte aus dem Bewusstsein der Bürger verschwinden. Rund um den fatalen Befehl von Oberst Klein wurde sogar vertuscht und gelogen. Es war auch ein Fehler, dass Afghanistan im Wahlkampf 2009 keine Rolle gespielt hat. Die Parteien, die sich für diesen Einsatz entschieden haben, wollten sich im Wahlkampf nicht dazu bekennen. Union, SPD und

FDP schwiegen zum Krieg, weil sie Angst hatten, ein klares Bekenntnis könnte Stimmen kosten. Auch viele Medien hielten es für richtig, dass Afghanistan im Wahlkampf nicht vorkommt. Das war ein Fehler, muss man selbstkritisch sagen. Die Legitimation des Krieges hat hier eine Schwäche.

Ein Argument für das Schweigen im Wahlkampf war, dass die deutschen Soldaten in Afghanistan von einer Debatte verunsichert werden könnten. Aber das ist ein schlechtes Argument. Die Bundeswehr ist die Armee einer Demokratie, und das Wesensmerkmal einer Demokratie ist nicht die Einhelligkeit, sondern der Streit. Alles ist umstritten, alles wird erstritten. Das Thema Krieg kann davon nicht ausgenommen werden. Die Soldaten, Staatsbürger in Uniform, müssen das ertragen.

Und die Politiker müssen sich trauen. Nach den jüngsten Angriffen auf die Bundeswehr hat sich Angela Merkel klar zu diesem Einsatz bekannt, spät, aber immerhin. Auch im Wahlkampf 2013 sollte sie das nicht verstecken. Bis dahin muss auch die SPD eine klare Haltung finden. Dann können die Bürger das Thema Afghanistan in ihre Entscheidung prominent aufnehmen und dem Krieg eine klare Legitimation geben oder eben nicht. Bis dahin muss ständig diskutiert werden, und nicht immer nur dann, wenn es Tote gibt.

Ouzo-Power

Von Wolf Reiser, Efilee, 01.06.2010

Das etwa 60 cm hochwachsende und weißblühende Kraut namens Anis beginnt bereits schon Ende Juli auf dem Feld zu trocknen. Nirgendwo sonst auf der Welt gedeiht es aromatischer und ergiebiger als auf der drittgrößten griechischen Insel Lesbos, deren Pseudonym Mitilini lautet und die sich in etwa 10 km Entfernung von der türkischen Grenze befindet. Dieser Anis ist ein mittelmäßig hübscher Doldenblütler mit aromatischer Nähe zu Dill und Fenchel. Im Mittelmeerraum kennt man ihn seit Jahrtausenden als Gewürz- und Heilmittel. Er soll Magen und Darm gut tun, mortale Koliken beseitigen und, natürlich, wie fast alles dem mediterranen Boden Entwachsene auch als Aphrodisiakum dienen. Kunstgeübte Frauenhände widmen sich in der Gluthitze des Sommers den Krautbüscheln, trennen samenhaltige Blüten vom Gestänge und bündeln den Rest, der später luftgetrocknet, kühl gelagert und im Lauf der Zeit seinen diversen Verwendungszweigen zugeführt wird.

Wir Deutschen empfinden dieses ganze Anissegment nebst Wermut und Kümmel als Trübung des Genussempfindens. Selbst die klebrigen Hustenbonbons der Kirmesfeste, das knochentrockene Weihnachtsgebäck und die teerschwärzen Laktrizschnecken können uns nicht so richtig mit dem Orient versöhnen. Das Reich des Anis gehört zu einer anderen Welt. Auch als er im 20. Jahrhundert in Form höchstprozentiger Liköre die mediterranen Küsten verließ und in den Künstlerkreisen von Paris, Wien und Berlin Freunde suchte, hinterließ er dort eine Spur der Verwüstung. Van Gogh schnitt sich im Absinthwahn ein Ohr ab, Verlaine feuerte auf seinen Poetenfreund Rimbaud und auch an der Spree setzte die „grüne Fee“ die toughesten Nachteulen außer Gefecht. Es muss durchaus etwas dran sein an diesem Anis-Plus- Elixier – ob Chincon, Sambuca, Arak, Raki, Pastis, Mastika oder eben auch Ouzo - um dessen massbedachte Handhabung zwischen Glück und Wahn, Aperitif und Blue-Hour-Dröhnung sich schon die alten Griechen besorgt zeigten.

Auf meinem Flug von Athen nach Lesbos fiel mir zu diesem Thema eine Episode ein aus dem Jahre 1988, glaube ich, eine Begegnung, die so eigentlich nur in Griechenland stattfinden kann. Ich schrieb damals für diverse Magazine Reportagen und Portraits über Griechenland und traf eines Abends an der Bar des Athener Grande Bretagne Hotels Theo Skotinos, einen etwa 45-jährigen Unternehmer aus Zypern, Import, Export, clever, redselig, ein Mann der Levante eben. Nach einem kurzen Small-Talk-Abtasten beorderte er beim Barkeeper zwei Gläser „Ouzo 12“, eine sehr populäre Marke, über die ich mir aber kein Urteil erlauben will, denn je müder die Produkte griechischer Firmen sind, desto wacher agieren deren Advokaten, um Rufschädigungen zu ahnden. Wir stießen an und während ich die süßliche Pampe zügig hinunterkippte, schaute er mich mit großen Augen an. „Und?“ fragte er. „Was meinen Sie? Schrecklich, nicht wahr? Hustensaft. Oder noch schlimmer?“ Gleichzeitig zog er ein kleines 4 cl-Fläschchen aus seiner Anzugtasche und schüttete den Inhalt in ein frisches Glas. „Probieren Sie jetzt das! Mein Produkt! 13! Ouzo 13! Wie finden Sie das? 13!“ Das Etikett war in Farbgebung und Schrifttyp nahezu identisch mit jenem des berühmten Ouzo 12, nur dass da eben eine 13 stand. Voller Erregung über seinen genialen Marketing-Coup wischte er sich die Freudentränen aus den Augen, kicherte blöde und breitete dann mit ernster Miene eine Unmenge an Unterlagen aus, Zahlen über Zahlen, Investitionen, Umsätze, Prozente, Renditen und Profite. Als Deutscher und Journalist war ich natürlich prädestiniert als neuer Partner. „Ich habe die Sonne, das Meer, den Ouzo und Sie haben die Technologie und den Markt. Wenn wir zwei diese Dinge zusammenbringen, werden wir reich, sehr reich.“ Als ich später, weit nach Mitternacht vom Balkon meines Zimmers aus den pastisgelb erleuchteten Akropolismarmor betrachtete, klingelte das Telefon. Statt meiner Frau meldete sich mein neuer Chef. „Ich habe mit Nick gesprochen. Alles ist klar. Ich hole Sie morgen Mittag ab.“ Tatsächlich rasten wir Punkt 12 Uhr mit seinem schwarzen Jeep die vierspürige Syngrou-Avenue hinunter, vorbei an der Galopprennbahn von Faliron und bogen dann in den Yachthafen

von Kalamaki ein. Dort erwartete uns schon Nick, ein Odysseus in Reinkultur, grauhaarig, braungebrannt, vollbärtig, glücklich bekifft und in Begleitung eines spindeldürren Schimpansen, der mich feindselig musterte. Seine Yacht war ein prächtiges Segelboot, ein Zweimaster, gut 20 Meter lang aus edlem Tropenholz gezimmert und im historischen Piratenlook gehalten. Theo schüttete uns an der Bordbar einige Wassergläser voll mit seinem Ouzo 13 und bald hatten wir alle auf nüchternen Magen einen ordentlichen sitzen. Mit alle meine ich auch den kastanienbraunen Schimpansen, der kräftig mitschluckte und mir stets die frisch angezündete Zigarette aus dem Mund riß und dann hoch oben unter der Decke feixte. Theo legte meine Provisionsprozente fest, nahm mich dann am Arm und öffnete auf dem Vorderdeck eine unscheinbare Holzklappe. In dem Lagerraum stapelten sich gefühlte 20 000 Literflaschen seines Ouzo 13. Offenbar stand dessen weltweite Einführung unmittelbar bevor und er versprach sich speziell von diesem 12&13-Plagiats-Schachzug sensationelle Erfolge. Auf sein Geheiß reichte ihm Nick jetzt eine Art Poesiealbum mit Hunderten eingeklebter Polaroids. Das Werk trug den Titel „Summer 1988“ und auf den Fotos waren junge, meist blonde und sehr nackte Mädchen zu sehen; alle in einer mächtig bedröhnten Ballermann- Stimmung. „Ouzo 13! Schau, was der Anis aus euren Frauen macht,“ kicherte Theo listig. Nick schenkte erneut nach und der torkelnde Affe schnappte sich tatsächlich wieder meine Karelia. „Lieber Wolf, Ouzo, das ist Sorbas, das ist Griechenland, das ist Eros, das ist Wahn, das ist Freiheit, das ist Weisheit“, jubilierte Theo. Plötzlich waren wilde Schreie von den Nachbarbooten zu hören. Aus dem Schiffsbauch stiegen dicke, schwarze Rauchwolken empor, es knisterte gewaltig und dann schlugen uns schon meterhohe Flammen entgegen. Offenbar hatte der pyromanische Affe die Zigarette verloren. Wir retteten uns hinüber auf das Hafenkai und schütteten eimerweise Meerwasser in Richtung Brandherd. Irgendwie konnten wir das Schlimmste verhindern, bevor dann unzählige Feuerwehrautos eintrafen. Ich habe seither nie wieder etwas von dem infernaln Trio gehört.

Ouzo, Wahn und Hellas. Im Jahre 2009 wurden in Deutschland rund 13 Mio Flaschen des Anisschnaps in den Handel gebracht.

Die meisten von uns werden Bekanntschaft geschlossen haben mit dem milchig-trüben und recht preiswerten Aperitif in den Siebziger Jahren an den Stränden von Matala, Mykonos oder Monemvassia mit den Songs von Cohen, Dylan und Stevens am abendlichen Lagerfeuer, beim Feiern all der deutsch-hellenischen Affären und dem hemmungslosen Schmieden kühner Aussteigerträume. Der Kater, so oder so, kam stets von ganz alleine. Da kann jeder so seine Geschichte erzählen von diesem rettenden Glas Leitungswasser am Morgen danach, welches dann in Sekundenschnelle die Ekstasen wieder rückwärts spulte und dies nur ganz sehr selten zur echten Freude des Betroffenen.

Auch wenn es Europas aktueller Finanz-Elite im Sommer 2010 den Atem verschlagen mag: Ouzo, dieses kulinarisch eher zweitklassige Produkt steht für den Triumph der Leichtigkeit über Fleiß und Fließband, es ist der Sieg des wahren Menschen über das calvinistische Joch und die milchgetrübte Melodie des ewigen Sonntags. Ouzo, das ist der Drink des freien arkadischen Manns, des Schäfers, des Kapitäns, der Herr ist im eigenen Hause und keinen Gott kennt, neben, geschweige denn über sich.

Mir fällt gerade eine andere Situation ein. Ich machte mittags im Süden des Peloponnes Halt in einer ruhigen Fischtaverne direkt am Meer, wo frisch gefangene Tintenfische wie Wäschestücke an einer Leine hingen. Ein paar Tische weiter fiel mir ein Pärchen auf, beide so um die 35 Jahre alt, lässig, heiter, im Reinen mit sich und was die Gesprächsfetzen hergaben hatten sie etwas mit Werbung zu tun. Sie gingen ausgesucht nett und höflich mit dem albanischen Personal um und es machte einfach Freude ihnen zuzuschauen -umgeben von den sich auftürmenden Hinterlassenschaften: Weingläser, Teller mit gegrilltem Oktopus und Bärenkrebsschalen, Salatreste in goldgrünem Öl, Pita, Tzatziki, rote Fischrogenpaste und ein paar dieser handlichen 0.1 Liter-Ouzoflaschen. Wir kamen ins Gespräch, klar es ging auch um Europa, den Staatsbankrott und die vielen offenen Fragen. Sie meinte nach einer längeren Pause: „Wir haben uns heute Morgen gegen elf Uhr dazu entschlossen, unser Büro zuzulassen, aus diesem grausamen Athen zu fliehen und in den Süden zu fahren, was gute fünf

Stunden lang dauert. Und jetzt müssen wir gleich wieder zurück. Aber schauen Sie, das hier ist Leben, Freude, Menschsein, Glück.“ Der Kellner brachte uns ungefragt noch ein Fläschchen Barbayannis vom Haus mit etwas Meze-Beilagen und dann blickten wir vorwiegend schweigend, wie alte Vertraute auf das große griechische Meer hinaus und teilten unser schönes Los. Also: ich habe es bei uns in Deutschland selten erlebt, dass Menschen spontan von Berlin nach Starnberg und zurück brettern, um dort am Ufer zu sitzen, ein paar Schnäpse zu kippen und mit einem Zahnstocher auf Käse, Räucherrenken und Wursthappen einstechen. Ein Wort noch dazu: der Ouzo, den wir von unseren griechischen Wirten hierzulande manchmal zum Rechnungsabschluß ausgegeben bekommen, erscheint einem ja als ganz hohler Bruder. Abgesehen davon, dass es oft nur der schludrige Fusel aus dem Sortiment der großen hellenischen Spirituosen-Tycoons ist, fehlt ihm zu seiner wohligen Wärme der Thymianduft, das Meeresrauschen, das Zikaden-geschrammel. Ein echter Ouzo entfaltet seinen wahren Charakter nur im Schutz einer bestimmten Zone. Das ist aber eine Sache von Magie und Magie sollte man nicht mit Worten daherkommen.

Der Flug von Athen nach Lesbos dauert etwa 45 Minuten. Die beiden größeren Städte Mitilini mit 35 000 und Plomari mit 7000 Einwohnern streiten sich seit Jahrzehnten darum, wer sich nun als Weltmetropole des Ouzo bezeichnen darf. Auf der Insel, so lese ich, gibt es aktuell etwa 40 Destillieren, die von der EU abgesegnet den „Mitilini-Ouzo“ herstellen dürfen. Darunter befinden sich weltweit bekannte Destillieren wie Barbayannis, dann die unter dem großen Dach von Weltkonzernen integrierten Häuser wie Epom, ein paar unabhängige Familienbetriebe wie Giannatsis, aufständische Garagen-Brenner sowie einige Moonshine-Panscher, die ihren schwarzgebrannten Fusel mithilfe gefälschter Labels und Etiketten unters Volk bringen. Natürlich werben sie alle mit hübschen Wandmalereien, altem Handwerksadel und traditioneller Herstellungsmethode und so sieht man vor seinem inneren Auge junge fröhliche Mädchen in folkloristischen Trachten durch blühende Anisfelder rauschen und alte Erntedanklieder singen, während in einem dusteren Verhau ihre verwegenen Männer frisches Destillat aus den alchemistischen, kupferglänzenden Brennkolben abfüllen.

Auf meiner Suche nach dem Mythos des Ouzo besichtigte ich hier also im Lauf der Woche einige dieser Insel-Destillieren. In der Regel treffe ich dort auf smarte Manager, die im besten Business-Englisch über ihre Produkte und, da sie ja Griechen sind, über deren Philosophie referieren. Entgegen meiner naiven Erwartungen erweisen sich die Firmen als in der Tat schmucklose Hallen mit Stechuhren, Empfangsbüros, Neonlicht, Druckknöpfen, Leitungen, Elektrik, seltsamen Metallkästen, Rohren, Laufbändern, Stahltanks, Abfüllanlagen, vollautomatischen Reinigungs-komplexen, Dampfkesseln, Chemielaboren, Lagerkellern und Fuhrparks.

Der Vorzeige-Ouzo der Epom-Gesellschaft, Teil des Pernod-Ricard-Imperiums am Stadtrand von Mitilini ist der „Mini“, dessen ungewöhnliches Etikett eine verhaltenkokette, kurzberockte Tänzerin zeigt. Seit 1967 gehört man zur Union der Mitilini-Produzenten, in der die meisten Inseldestillateure organisiert sind. Lediglich zwei der 30 Beschäftigten des Hauses kennen die genaue Rezeptur ihres Stoffs, der seit 1924 unverändert gebrannt wird. Die Herstellungsmethode der hochwertigen Lesbos-Schnäpse unterscheidet sich kaum voneinander. Das staatlich abgesegnete Äthanol in einer Stärke von 96 % wird zusammen mit frischem Inselquellwasser in einen kupfernen Brenntopf mit 1000 Liter Fassungsvermögen geleitet. Langsames, kontinuierliches Erhitzen produziert Dampf und nach diversen Spirallrunden vermischt sich dieser dann mit einem Brei aus den allgemein bekannten Zutaten: allem voran der Anissamen, dann Fenchel, Zwiebeln, Meersalz und Mastixharz. „Und weiter?“ frage ich „Mini“-Manager Alexandros Kouzinoglou. Der spitzt nur die Lippen und listet dann rasch Orangenblüten, Minze, Koriander, Wacholder, Melisse, Süßholz, Angelika, Kreuzkümmel und Walnussblätter auf. Zum wahren Betriebsgeheimnis würden jetzt noch etwa 30 Ingredienzien fehlen. Basta, Schnitt. Die Firmenchefs auf Lesbos machen bei all ihrer Friedfertigkeit durchgehend den Eindruck, dass sie den Verräter ihres Firmenmix umgehend zu einem Jubiläumsbrand verarbeiten würden. Weiter im Text: nach ein paar Stunden wird der Dampf durch das zugeleitete kalte Wasser säkularisiert und heraus kommt bei diesem ersten Destillierungsschritt ein Brandy mit 80 % Alkoholgehalt. Dessen erster Teil, der Kopf, fast purer Alkohol, wird abgetrennt, ebenso der dritte, der Schwanz, ein stark wasserhaltiger Anteil. Lediglich das Mittelstück, das Herz wird abgefangen, etwa 45 Tage lang in einem Stahltank

aufbewahrt und danach wieder in Berührung mit den Kräutern gebracht und parallel in insgesamt drei Destillierschritten auf einen Alkoholanteil von zunächst 60% und später 43% oder verträglichere 40 % reduziert. Alexandros deutet auf das Kupfermonstrum vor uns und bittet mich mit staatsmännischer Kühle sofort wegen Explosionsgefahr mein Handy abzuschalten. „Sie wissen ja, wir produzieren keinen Orangensaft hier.“ Das ist nun auch schon der Höhepunkt des Rundgangs, denn für einen Außenstehenden ist das Betrachten von Destillation in etwa so spannend wie einem Schriftsteller beim Schreiben zuzuschauen. Auch das sonstige Geschehen in einer solchen Firma, also Reinigen, Abfüllen oder Etikettieren erweist sich nur als bedingt spektakulär. Und als ich mir anderntags die 10 ha Anisfelder von Epom nahe Lisvori anschauete, überkommt mich dort auch etwas Ratlosigkeit - denn im März war dort noch nicht einmal gesät und so haftet mein sinnferner Blick lediglich an nassbraunen Ackerflächen.

Griechen wäre aber nun keine richtigen Griechen, wenn sie nicht das eigene Tun als olympische Krönung darstellten. Dies bedingt naturgemäß, dass man an den Konkurrenten leise Zweifel äußert. Da die EU einen Ouzo auch dann als griechischen Ouzo gelten lässt, wenn er lediglich zu 20 % aus destilliertem Brand besteht, lässt sich dem Nachbarn leicht vorhalten, dass er es nicht so genau nimmt mit den zeitintensiven und sorgfältigen Destillations-schritten und auch – so anderweitige Gerüchte - ein wenig nachhilft mit der Verwendung von Zucker oder dem Zukauf von 6 mal billigeren, asiatischen Sternanis-Aromen. Allemal: zum Abschluss habe ich meine Gastgeber stets gefragt, ob sie denn, wenn sie irgendwo unterwegs wären in der Welt und sich dort einen Ouzo bestellten ihren eigenen zweifelsfrei herausschmecken würden. Ohne eine Sekunde zu zögern, bejahen sie das. Man müsse nämlich nur den Ouzo auf pures Eis gießen und einige Sekunden warten, bis sich bedingt durch die plötzliche Kälte die ätherischen Öle entfalten und die jeweilige Kräuterkomposition sich erschließe. Nebenbei: genau so trinkt der wahre Connaisseur seinen Ouzo; pur, auf Eis, begleitet von einem Extraglas eiskalten Wassers.

Ein alter Freund von mir, der seit langen Jahren eine Ouzeria in Kalamata betreibt, serviert dort die diversen Marken völlig beliebig in Gläsern, auf denen nun mal zufällig der Name irgendeiner Firma steht, ob 11, 12, 13, 14, Sans Rival, Metaxa oder Mini. Bis

heute hat noch keiner seiner Gäste mit empörtem Stiftung-Warentest-Getue ein Glas zurückgehen lassen.

Klar, es fehlt die ganz große Literatur in Sachen Anisschnaps, das enzyklopädische Vermächtnis und im TV sucht man vergebens die erbitterten Feinschmecker-Diskussionen gespickt von den blumigen Adjektivkaskaden homerischer Weinpoeten. Dem Mythos Ouzo kann man – selbst in seiner Heimat - von der kulinarischen Seite her kaum gerecht werden. Das nötigt seine Produzenten dazu Touch und Esprit der jeweiligen Marken über Äußerlichkeiten zu definieren. Das betrifft abenteuerlichste Flaschenformen, eine verführerische Etikettengestaltung oder eine möglichst attraktive Namensgebung; was zu Verheißungen wie Zorbas, Zeus, Venus, Mistral, Nektar, Symposio oder Minotaurus führt. Und fast immer sind es dieselben visuellen Standards, die den Kunden zur Flasche greifen lassen sollen: das Meer, die Möwe, ein fröhlicher Oktopus, ein küstennaher Tempel, ein einsames Segelboot, ein mythologisches Wesen und natürlich die untergehende Sonne.

Ich verlasse Mitilini-Stadt mit dem neoklassizistischen Altstadt kern, seinem genuesischen Kastell und den zuvorkommenden Menschen und fahre quer durch endlose Olivenhaine, menschenleere Golfküsten, über sattgrüne Berge mit Schafherden, Mohnfeldern und Pinienwäldern hinüber zum Fischerstädtchen Plomari mit seinen vier Destillieren. Ich habe mich dort bei Stathis Barbayannis angemeldet, einem der drei Geschwister, die das vielprämierte Haus in der 6. Generation führen. Barbayannis, das ist wie die Callas für die Oper oder Bulgari für die Schmuckkunst. Ich bummele noch ein paar Minuten durch die Altstadt mit ihren engen Gässchen, antiquierten Geschäften und osmanischen Holzbalustraden. Vor jedem der unzähligen Wirtshäuser sitzen Männer unter dem Weinlaub auf diesen wackligen Baststühlen, lesen Zeitung, rauchen, reden, zeigen die Sorgenfalten komplizierter Geschäfte oder klopfen Karten auf den blauen Blechtisch. Und jeder von ihnen hat sein milchigtrübes Gläschen vor sich stehen. Immerhin ist es ja auch schon 9.30 Uhr in der Früh.

Das unscheinbar-kubische Hauptgebäude am Agios Isidoros-Strand ist von den rotschwarzen Ziegelsteinruinen ehemaliger Seifenfirmen, Ölmühlen und Gerbereien

umgeben. Auch ragen noch einige brüchige Molen und Stege ins Meer. Viel attraktiver kann man kein Ambiente für das romantische Handwerk des Ouzobrennens inszenieren. Stathis erzählt mir dann von der Firmengeschichte, von Odessa über Konstantinopel nach Plomari, der permanenten Achterbahnfahrt mit Kriegen, Rezessionen, Krisen, wieder Kriegen und die Scharmützel mit dem türkischen Nachbarn. Zwischen 1970 und 1980 hatte die Branche wohl ihre goldene Dekade. Trotz Junta setzte damals der Tourismus ein und Europas Jugend begann seinen Flirt mit dem sorbasierten Griechenland. Zu diesem Zeitpunkt schickte man bei Barbayannis fast 500 000 Flaschen jährlich auf den Weg. Dann – und da verfinstert sich seine Miene – trat Griechenland wohl 1981 der EU bei und wurde in der Folge überschwemmt von ausländischen Spirituosen – so dass die Griechen bis heute einen höheren Whisky-Pro-Kopf-Verbrauch haben als Schotten und Iren. Im Zuge der Überfremdung gerieten nach und nach auch die geschlammerten Ouzeriabuden mit ihren verwaschenen Marmorbecken aus der Mode und machten Illy-Espresso-Lounges und pseudocoolen Cocktailbars Platz. Ouzo, das Symbol des freien Hellas war so um 1990 reputationsmäßig zu einem Gesöff für halbblinde Dynamitfischer verkommen oder einem Billigabfüllprogramm für britische Chartersouristen. Es gab, so Stathis in jenen Jahren verlockende Angebote jener großen Likörgiganten, die sich den stolzen Zwerg aus Plomari ins Portfolio holen wollten. Doch man entschied sich für ökonomische Unvernunft als Zukunftsbasis und beließ alles beim alten. Jetzt holt er homerisch aus: „Was wir hier machen, kann kein Außenstehender nachvollziehen. Wenn man diese Arbeit nicht mit dem ganzen Herzen, Liebe und Seele angeht, muss man sie sofort beenden. Wir haben alle studiert, wir könnten hinaus in die Welt gehen und komplett andere Karrieren angehen – aber das hier ist unsere Mission, wir haben den Anis seit 150 Jahren im Blut, wir können nicht leben ohne das Plupern der Brennöfen zu hören und das Klimpergeräusch der Flaschen. Einige Male haben wir schon den ganzen Gewinn aus unserem Olivenölgeschäft in den defizitären Ouzo-Zweig gesteckt. Wissen Sie: Vereinfachung mag in der Mathematik funktionieren, aber nicht bei einem Barbayannis-Ouzo. Man kann weder am Anis sparen noch an den anderen Zutaten, nicht am Quellwasser, nicht am Salz aus unseren Salinen und vor allem nicht an dem tradierten Wissen und der Passion. Keiner von uns würde es wagen nur das kleinste

Detail am Geheimrezept der Väter zu ändern. Alle sind wir durch harte Zeiten gegangen und am Ende haben wir stets triumphiert. Seit einigen Jahren zieht das Geschäft wieder stark an, in Griechenland, in Europa, Canada, USA, Australien. Ich weiß, dass all diese Erfahrungen und Gefühle, das Leid, die Freude, Mut und Hingabe in jener Essenz wohnen, die wir hier Tag für Tag herstellen. Und ich rede nicht von einem sturen Konservatismus. Indem wir das Risiko, die Ethik und die Konsequenz der vergangenen Generationen fortsetzen, definieren wir uns als Avantgarde.“ Am Ende unserer Runde komme ich wieder einmal vor so einem handgehämmerten kupfernen Brenntopf zu stehen und blicke durch dessen Bullauge auf die kochende, schwappende bräunliche Brühe im Innern – ganz so wie man aus der Kajüte eines trunkenen Schiffs heraus die tobende, stürmische, grauenvolle See bestaunt.

Am Ende meiner einwöchigen „Tour d’ Anis“ standen in meinem Hotelzimmer etwa 40 Literflaschen. An der Rezeption wurde ich ohnehin ab dem ersten Tag eher misstrauisch gemustert, da ich bedingt durch die zahllosen Kostproben während meiner langen Arbeitstage dort allabendlich beim Schlüsselabholen eben diese unvermeidlich-hartnäckige Kräuterfahne mit mir trug und so wenig zum seriösen Ruf des deutschen Geschäftsmanns beitrug. Als die griechische Fluggesellschaft für meine Extra-Kartons ein Übergepäck-Budget von knapp 380 Euro festlegte, entschied ich mich für die nostalgische Nachtfähre Richtung Piräus. Lange Zeit stand ich dort an Deck, sah zu wie sich die Umrisse der Westküste nach und nach im milchigen Grau verloren und später die Sterne am Agäishimmel immer heller strahlten. Ich dachte an Skotinos, Nick und den Affen, an die kontemplativen Fahrten über diese Insel, an all die kuriosen Gespräche, das mühsame Fachgesimpel und an die unzerstörbare griechische Kunst der Hybris. Und ich dachte an Westerwelle, Merkel und Schäuble, wie sie tief im griechischen Sommersüden unter dem verstörenden Vollmond bei einer Flasche Barbayannis-Blue und ein paar frisch gegrillten Oktopussen ihre tiefsitzende Abneigung gegenüber jenem wahnhaft-verschwenderischen Umgang mit dem Leben über Bord werfen. Für einen Moment halt, immerhin. Weil am andern Morgen läuft es dann ohnehin wieder alles rückwärts...

Querdenker – Ein Loblied auf den Störenfried

Sie sind eigensinnig, unbeirrbar und kochen lieber ihr eigenes Süppchen. Weil sie sich dem Mainstream widersetzen, werden sie ausgegrenzt, riskieren Karriere und Ansehen. Dabei brauchen wir Querdenker: Gerade weil sie nerven, helfen sie uns, die Welt zu verstehen

Von Jürgen Schaefer, Geo, 01.02.2010

Querdenker können nichts dafür: Eine Idee befällt einen Menschen wie eine Geisteskrankheit. Unter ihrem Einfluss beginnt seine Realität sich zu verformen, bis der Betroffene Dinge sieht, die niemand vor ihm sah.

Gekrümmte Räume. Einen Seeweg nach Indien. Das Äffische im Menschen.

Spätestens dann sollte er in Gesprächen vorsichtig sein. Je größer ein Gedanke, desto größer die Einsamkeit in seinem Gefolge. Manche Idee wird zum Parasiten, der sich eines Menschen bemächtigt, ihm alle Energie, alle Zeit, sein Leben abverlangt.

Forscher streben ihr Schaffen lang nach dem einen, nach ihrem genialen Gedanken. Doch ihm zu folgen erfordert Mut: Es ist, wie auf einen fahrenden Zug aufzuspringen, ohne zu wissen, wohin er fährt. Nach Stockholm? Oder nach Sibirien?

Nobelpreis oder Verbannung? Für die Geologin Gerta Keller bleibt die Frage offen. Seit 25 Jahren schlägt sie ihr Geologenhämmchen an einem granitharten Dogma stumpf. Für manche hat sie das zur Heldin gemacht. Für die meisten ihrer Kollegen ist sie eine Nervensäge.

Keller sieht aus, als hätte sie sich seit Woodstock nicht mehr umgezogen; gelb getönte Brille, Flatterbluse, graue Spaghettilocken. Sie stammt aus Liechtenstein und spricht Englisch mit einem knarzenden Schweizer Akzent. „Absolute Wahrheit“, sagt sie, „gibt

es nur in der Mathematik. In der Geologie dagegen hilft nur, neugierig zu bleiben. Offen für Neues.“

Keller lehrt an der amerikanischen Princeton-Universität, auf einem Campus wie ein englisches Schloss, mit Sandsteintürmchen und Schindeldächern. Die Büsche im Park werden mit der Schere getrimmt. Im Innern quietschen Eichentüren; ein Ort, an dem seit Generationen Geologen versteinern. Im Erdgeschoss verstaubt ein Dinosaurierskelett. Die Frage, warum diese Riesenreptilien ausgestorben sind, galt unter Geologen lange als geklärt. Bis Gerta Keller kam.

Jedes Kind kennt die Geschichte: Vor 65 Millionen Jahren stürzte ein Monsterteorit auf die

Erde. Er schlug im Golf von Mexiko einen 180 Kilometer breiten Krater und wirbelte so viel Staub auf, dass sich der Himmel verdunkelte. Pflanzen verwelkten, die Dinos verhungerten.

„Eine attraktive Idee, sexy und einfach zu begreifen“, räumt Keller ein. Lächelt. „Aber leider falsch. Das haben wir längst bewiesen.“ Für die Demission der Dinos, glaubt sie, waren massive Vulkanausbrüche und Meteoritenschauer verantwortlich. Das Sterben zog sich über zwei Millionen Jahre hin. Spekulationen über einen jahrelangen Winter, der dem Meteoriteneinschlag folgte, wären damit hinfällig. Immer wieder hat es in der Erdgeschichte Massensterben gegeben; die Frage nach deren Warum müsse komplett neu gestellt werden, sagt Gerta Keller.

1985 präsentierte sie ihre Theorie auf einem Geologen-Kongress. „Ich wurde als ‚George Keller‘ angekündigt, so unbekannt war ich.“ Das sollte sich ändern. „Schon bei der Einleitung standen die ersten am Saalmikrofon Schlange, um zu widersprechen.“ Kellers Vortrag ging im Geschrei der Gegner unter.

„Ich dachte: Ach du Scheiße!“, erinnert sich Gerta Keller. „Aber es kam alles noch schlimmer.“ Inzwischen weiß sie, was der irische Dramatiker George Bernard Shaw gemeint haben könnte, als er 1917 schrieb: „Am Beginn jeder großen Wahrheit steht immer eine Gotteslästerung.“

Kellers Gegenspieler war Luis Alvarez, Nobelpreisträger. „Einer dieser Männer, die glauben, sie könnten über Wasser gehen“, spottet Keller. Ein zorniger Prophet des Meteoriten. „Einmal, auf einem Kongress, stellte Alvarez sich mir in den Weg und sagte: ‚Gerta, nerv uns nicht mit deinen Zahlen. Wir brauchen sie nicht. Wir wollen sie nicht‘“, erzählt Keller. „Wäre ich da nicht schon unkündbare Professorin hier in Princeton gewesen, hätte das meine Karriere beendet.“

Seitdem tobt der Streit. Alvarez ist tot, doch die weitaus meisten Geologen unterstützen bis heute seine Hypothese. „Viele sind Mitläufer“, beharrt Keller. Warum ist sie so hartnäckig? Will sie kein Einsehen haben? „Jetzt kann ich nicht mehr aufgeben, dafür ist es zu spät“, sagt sie seufzend.

Die Übermacht der Meteoritenfans ist drückend. Sie sitzen in den Gremien, die Forschungsgelder genehmigen. Sie entscheiden als Experten, ob Kellers Zahlen publiziert werden oder nicht. „Manche Studenten sagen mir: ‚Gerta, ich weiß, dass du recht hast. Aber mit deiner Theorie kriege ich nirgends einen Job.‘“ Die Gravitation der Masse.

„Im Mittelalter“, sagt Gerta Keller, „hätten sie mich auf dem Scheiterhaufen verbrannt.“

Querdenker. Querulant. Störenfried: Neugier und Forscherdrang treiben Menschen immer wieder auf die Suche nach dem Neuen. Doch wehe dem, der es findet.

1780 experimentierte Luigi Galvani mit Froschschenkeln und entdeckte die Bio-Elektrizität. Das Establishment verspottete ihn als „Froschtanzlehrer“. Alfred Wegener kam 1910 den sich verschiebenden Kontinentalplatten auf die Spur. Die Geologen höhnten, Wegener sei von der „Polschubseuche“ befallen.

1848 forderte der ungarische Arzt Ignaz Semmelweis, dass Ärzte, nachdem sie Leichen sezieren hatten, sich die Hände waschen sollten, bevor sie bei einer Geburt assistierten. In seiner Abteilung sank dadurch die Müttersterblichkeit von zwölf auf zwei Prozent. Seine Kollegen verachteten ihn gleichwohl.

heute wäre so etwas nicht mehr möglich? Erst 1984 entdeckte der australische Mediziner Barry Marshall, dass nicht Stress, sondern Bakterien Magengeschwüre verursachen. Niemand glaubte ihm. In seiner Verzweiflung griff Marshall zum Becher mit dem Bakteriensud, um sich erst zu infizieren und dann selbst zu heilen.

Semmelweis gilt heute als Erfinder der Hygiene; Marshall als Held der Magenkranken. Marshall wurde nach Stockholm eingeladen: Er erhielt, 2005, den Nobelpreis für seine Entdeckung. Semmelweis starb in der Verbannung: im Irrenhaus.

Geniale Ideen retten Leben. Doch dafür braucht es meist einen mutigen Menschen, der bereit ist, seine Idee eigenhändig durch ein Sperrfeuer von Hass und Hämie zu tragen. Warum ist das so? Warum machen wir Querdenkern das Leben so schwer? Weil wir uns damit selbst das Leben leichter machen.

Die Macht der Mehrheit ist so stark, dass wir uns beugen, selbst wenn uns niemand zwingt. Das zeigt ein Experiment aus den frühen 1950er Jahren: Wir verraten unsere Überzeugung mitunter, nur um in einer Gruppe nicht -allein zu stehen – selbst wenn wir dieser Gruppe nicht einmal wirklich angehören.

Der Test war kinderleicht: Solomon Asch, Professor für Psychologie an der US-amerikanischen Harvard-Universität, zeichnete auf einen Stapel Papierblätter vier Striche, von denen jeweils zwei gleich lang waren. Als er die Blätter Versuchspersonen vorlegte, waren 99 Prozent von ihnen in der Lage, die gleich langen Striche zu identifizieren.

Dann änderte er den Versuchsaufbau.

Statt einzeln wurden die Probanden nun in Gruppen zum Strichtest geladen. Doch nur einer aus der Gruppe war Versuchsperson; die übrigen waren Eingeweihte, die kollektiv falsche Antworten gaben. Die echten Probanden waren verunsichert – und liefen in Scharen zur Mehrheit über. Nur jeder Vierte blieb standhaft bei seiner richtigen Meinung.

Solomon Asch, exilierter polnischer Jude, sah seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

Er hatte herausfinden wollen, ob Menschen ohne Not zu Mitläufern werden. Sein Experiment wurde seither Hunderte Male überall auf der Welt wiederholt, immer mit demselben Ergebnis: Wir sind zum Schaf geboren.

Aber was haben wir davon, dass wir uns so leicht unterordnen – statt einfach die Wahrheit zu sagen?

Diese Frage trieb 2005 den Hirnforscher Gregory Berns von der Emory-Universität im US-Bundesstaat Georgia um. Berns, 45, beschäftigt sich seit Jahren mit Querdenkern, die er „Ikonoklasten“ nennt: Bilderstürmer. Auch er wiederholte das Asch-Experiment, ließ dabei das Gehirn des Probanden im Computer-tomografen analysieren. Seine Forschungsergebnisse werfen beunruhigende Fragen auf.

„Das Gehirn ist ein träges Stück Fleisch“, sagt Gregory Berns und grinst. Über den Bildschirm auf Berns' Schreibtisch flackern Computertomografien. Das Gehirn erscheint als graues Bergmassiv, auf dem bunte Explosionen aufblitzen. Der erste Teil seiner Analyse der Überläufer ist relativ einfach: „Dissens ist anstrengend. Diskussionen sind anstrengend.“

Anstrengung ist allerdings etwas, was unser Gehirn unter allen Umständen zu vermeiden sucht. In Wahrheit wäre die Glühbirne in unserem Kopf, die bis zu 20 Prozent unseres körpereigenen Brennstoffs verbraucht, gern eine Energiesparlampe. Das zeigen Hirnscans: Wenn wir uns zum Beispiel von einem Experten beraten lassen, schaltet unser Gehirn schon mal auf Ruhezustand. „Es ist, als ob wir das selbstständige Denken einfach abstellen“, erläutert Berns, selbst erstaunt über die Ergebnisse.

Noch eindeutiger waren die Beobachtungen beim Asch-Experiment. Bei den Überläufern herrschte Funkstille in Regionen des Frontallappens, wo Entscheidungen getroffen werden. Aktiv waren dagegen Regionen in den Scheitellappen des Gehirns, die mit der Wahrnehmung beschäftigt sind. Berns' Erklärung: Die Überläufer wurden von ihrem eigenen Gehirn hinters Licht geführt. „Die falsche Antwort der Gruppe projizierte im Gehirn des Probanden ein falsches Bild von den Strichen auf dem Papier.“

Eine perfekte Selbsttäuschung: Den Probanden war gar nicht bewusst, dass sie sich der Übermacht beugten. Aber wenn wir gar nicht merken, dass wir von der Mehrheit erdrückt werden – wie können wir uns dann dagegen wehren? Welchen Wert hat dann unsere Stimme in einer Abstimmung, die von einer Mehrheit dominiert wird?

Wo bleibt unser freier Wille?

„Freier Wille? Das werde ich oft gefragt“, sagt Berns. „Vieles, was im Gehirn passiert, können wir von außen beeinflussen und vorhersagen. Aber es gibt ein Grundrauschen, in das wir nicht eindringen. Das sind plus/minus 20 Prozent. Da steckt für mich der freie Wille.“

Doch wehe, wir machen davon Gebrauch: Dann bestraft uns unser eigenes Gehirn dafür.

Das zeigen die Hirnscans jener Probanden, die sich gegen die Gruppe stellten. Dort registrierte Hirnforscher Berns ein hektisches Störfeuer im Mandelkern. Der Mandelkern sitzt tief im Innern des Gehirns und wird aktiviert, wenn Gefahr droht. Dann setzt er Stresshormone frei: Wir bekommen schweißnasse Hände, der Blutdruck steigt, der Herzschlag beginnt zu rasen.

All das haben Querdenker zu ertragen, wenn sie ihre Stimme erheben. An der Interpretation seiner Computerbilder hat Berns keinen Zweifel: „Das ist Angst, was wir hier sehen.“

Es ist diese Angst, die aus den meisten Menschen Konformisten macht. Aber ist diese Angst überhaupt berechtigt?

„Wir lieben Querdenker! Aber erst, wenn sie mindestens seit 50 Jahren tot sind“, spottet der kalifornische Sozialpsychologe Elliot Aronson, Autor des Standardwerks „The Social Animal“. Dass Dissidenten wie die Geologin Gerta Keller bittere Schmähungen zu ertragen haben, wundert ihn nicht. „Wir mögen es nicht, wenn jemand uns Dinge sagt, die nicht in unser Weltbild passen. Schon in der Antike wurde der Überbringer der schlechten Nachricht getötet.“

Aber wieso sollten wir eine neue Idee überhaupt als „schlechte Nachricht“ interpretieren? Der Soziologe Peter Marris stellte in den 1970er Jahren die Theorie auf,

dass Menschen, die sich von ihrem lieb gewonnenen Weltbild verabschieden müssen, echte Trauer empfinden, ähnlich wie beim Verlust eines Angehörigen.

Selbst in der Krise werden wir nicht offener für Neues, im Gegenteil: Nur wenn es aufwärts geht, verspricht Veränderung „Fortschritt“. Geht es abwärts, wird sie als Bedrohung empfunden.

Deswegen meiden wir jene, die radikale Veränderung fordern. Querdenker stören in unserem Streben nach Harmonie wie eine Pauke im Streichquartett. Deswegen müssen sie sich oft entscheiden: entweder von allen geschätzt zu werden und erfolgreich zu sein – oder ihren Weg allein zu gehen.

Wie der Physiker Ronald Mallett. Sein Leben war über Jahrzehnte geprägt von Einsamkeit: „Ich konnte mit niemandem über meine Zeitmaschine reden. Das wäre einfach zu gefährlich gewesen.“

„Eine Reise durch die Zeit“ nennt Ronald Mallett das Leben. Die Reise seines Vaters endet

am 22. Mai 1955 in der New Yorker Bronx; er stirbt im Schlaf. Der schwarze Fernsehmechaniker Boyd Mallett hatte Poesie und Opernmusik geliebt, Kette geraucht und wurde nur 33 Jahre alt. Er hinterlässt eine Frau und vier Kinder. Ronald kann den Tod des Vaters kaum verwinden. Bis ihm ein Comicbuch in die Hände fällt, die Nr. 133 der Reihe „Classics Illustrated“: „Die Zeitmaschine“, von H.G. Wells.

Das Titelbild zeigt ein fliegendes Motorrad mit Schläuchen und Kabeln, auf dem ein Mann sitzt, der das Gefährt an zwei Hebeln durch Raum und Zeit steuert. Ronald Mallett ist zwölf Jahre alt, er geht in den Keller und öffnet die Werkzeugkiste seines Vaters. Aus alten Röhren, Schläuchen und Isolierband bastelt er abendlang an einer Maschine, die der Zeichnung ähnlich sieht. Als er fertig ist, zieht er am Hebel. Nichts passiert. „Ich war enttäuscht“, erinnert sich Mallett, „doch nicht entmutigt.“

Als Teenager versucht er, Einstein zu lesen, „bis ich Kopfweh bekam“, schließlich studiert er Physik, wird habilitiert. Für all dies, sagt Ronald Mallett, hat es nur einen einzigen Grund gegeben: den Traum, zurückzugehen in die Bronx, vor dem 22. Mai

1955, um seinen Vater zu warnen. „Geh zum Arzt“, will er ihm sagen, „und hör auf zu rauchen.“

Mallett ist heute 64 Jahre alt, doch er hat noch immer Mühe, seine Gefühle zu kontrollieren, wenn er von seinem Vater erzählt. Er hat dessen Grab nie besucht. Er will sich mit der Finalität des Todes nicht abfinden.

In all den Jahren verliert er sein Ziel nie aus den Augen. Entwirft, in nächtelangen Kalkulationen zur Musik von Wagners „Ring des Nibelungen“, eine Apparatur, der es gelingen soll, subatomare Partikel auf eine Zeitreise zu schicken, ohne dabei mit Einsteins Relativitätstheorie zu kollidieren. Die Zeitmaschine besteht aus zwei gegenläufigen ringförmigen Lasern, in deren Energiefeld Raum und Zeit so weit gekrümmt werden, bis eine Zeitspirale entsteht. Jedenfalls auf dem Papier, in den kunstvoll ersonnenen mathematischen Gleichungen.

Jahrzehntelang hält Mallett die Forschung geheim: „Es war schwer genug, als Afroamerikaner eine Professur für Physik zu bekommen“, sagt er. „Das Thema ‚Zeitreise‘ anzusprechen wäre professioneller Selbstmord gewesen.“ Im April 2001 wagt sich Mallett an die Öffentlichkeit. „Es hat lang gedauert, die Furcht zu überwinden, dass Kollegen mit dem Finger auf mich zeigen und sagen: ‚Der ist nicht ganz dicht!‘“, sagt Mallett. Doch inzwischen wurde er an der University of Connecticut zum Professor für Theoretische Physik berufen. Auf einem Kongress in Michigan präsentiert er seine Kalkulationen. Er sieht, wie die Kollegen gleich anfangen, eifrig mitzuschreiben.

Gespannt wartet er auf die Reaktion. Aber es ist wie damals, als er am Hebel jener Apparatur gezogen hat, die er sich als Junge im Keller gebastelt hatte: Nichts passiert.

„Das Publikum reagierte verhalten“, erinnert sich Mallett. Seitdem kommt er nicht mehr voran. „Wir bräuchten zehn Millionen Dollar, um die Theorie in einem ersten Versuch zu testen“, schätzt der Physiker, „doch wenn wir uns um Forschungsgelder bemühen, heißt es nur: Nett! Interessant! Aber für uns leider nicht ernsthaft genug.“

Ist Ronald Mallett ein Querdenker oder einfach nur ein Träumer? Ein genialer Kopf, der am verbohrteten Establishment scheitert? Oder der Beweis dafür, dass die Qualitätssicherung in der Forschung funktioniert? An den Grenzen der menschlichen Erkenntnis warten ja nicht nur spektakuläre Entdeckungen – dort sprießen, in einem Biotop aus Wahnsinn, Verzweiflung und Verschwörung, auch schillernde Theorien.

Die Geologin Gerta Keller, unfreiwillig zur Schutzpatronin aller Dinosaurier-Dissidenten aufgestiegen, bekommt seitenlange Traktate mit Szenarien über den Untergang der Riesenechsen zugeschickt. Ein Arzt schreibt ihr, Eierdiebe seien der Grund: Die Saurier waren unfähig, ihr Gelege zu vergraben. Der Mediziner hat die Theorie experimentell getestet und dies auf Fotos dokumentiert: Er hat Hühnereier am Strand ausgesetzt. Jene in offenen Nestern waren am nächsten Morgen weg, die eingegrabenen noch da. Was zu beweisen war!

„Nicht jeder Spinner ist ein Querdenker. Wer nicht im Wissen zu Hause ist, kann nicht quer-denken“, wagt der Berliner Einstein-Biograf Jürgen Renn eine Definition. Renn beschäftigt sich am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte mit der Frage, wie das Neue in die Welt kommt. „Wie funktionieren wissenschaftliche Revolutionen? Querdenker sind ein wesentlicher Moment dieser Entwicklung; sie spielen eine Rolle bei der Entstehung neuer Perspektiven.“

Perspektivenwechsel – oft ist es nur ein neuer Blick auf Bekanntes, der eine Umwälzung in Gang setzt: Der Astronom Johannes Kepler bediente sich, als er die Laufbahn des Mars untersuchte, der Beobachtungen seines Widersachers Tycho Brahe. Doch anders als Brahe konnte Kepler die scheinbar erratische Bahn erklären, indem er mit einer mehr als tausendjährigen Tradition brach und die Bahnen der Himmelskörper nicht als Kreise, sondern als Ellipsen auffasste.

Für Brahe und die meisten Zeitgenossen war schon die Idee von Kopernikus, zwar bei der Kreisbahn zu bleiben, aber die Sonne ins Zentrum des Weltsystems zu rücken, zu wild, um wahr zu sein – dabei war sie schon 1800 Jahre alt. Der griechische Astronom Aristarch von Samos hatte bereits im dritten Jahrhundert vor Christus herausgefunden,

dass die Erde um die Sonne kreist. Doch sein Weltbild wurde verworfen und dann vergessen.

Das richtige Timing ist entscheidend für den Erfolg einer neuen Idee. „Die historische Situation muss den Perspektivwechsel zulassen“, erklärt Historiker Renn, der Querdenker in drei Kategorien sortiert: die Viel-zu-Frühen, deren Denken wirkungslos verpufft, wie Aristarch. Dann die Visionäre, die zwar angefeindet werden, deren Ideen sich aber später durchsetzen, wie Kopernikus. Und die Ruhmreichen, die genau zur richtigen Zeit kommen. „Hätte Einstein seine Relativitätstheorie 50 Jahre früher aufgestellt, wäre er im Irrenhaus gelandet“, vermutet Renn. Querdenker sind, bei aller Genialität ihrer Einzelleistung, eben auch ein Produkt ihrer Zeit – und damit nicht unersetzlich: Das zeigen Mehrfacherfindungen wie das Telefon und die Glühbirne. Ein Paradigmenwechsel ist meist nicht an einen bestimmten Helden gebunden. Die Industrielle Revolution hätte auch stattgefunden, wenn James Watt nicht die moderne Dampfmaschine erfunden hätte.

Doch wie lässt sich überhaupt erkennen, ob eine Idee genial ist – oder genial daneben? Und wer soll das entscheiden? Für die allwissende Nachwelt ist es einfach, Galileo für genial zu halten. Die Zeitgenossen in ihrer Froschperspektive konnten nicht wissen, ob der Astronom nicht doch in Wahrheit ein Märchenerzähler war.

„Nature“, eines der weltweit wichtigsten wissenschaftlichen Journale, vertraut bei der Unterscheidung zwischen „Geistesblitz“ und „Irrlicht“ auf den Sachverstand seiner rund 30 Redakteure und auf das System der peer review, bei dem -Experten aus dem jeweiligen Feld eingereichte Arbeiten begutachten.

95 Prozent aller Thesenpapiere werden abgelehnt – die meisten übrigens nicht, weil sie zu revolutionär sind, sondern weil sie zu wenig Neues bieten.

Auch Forschungsgelder werden stets erst nach einem Expertengutachten vergeben. Das stellt sicher, dass kein Geld in einen Spinner investiert wird, der Hühnereier am Strand vergräbt. Doch gibt es wohl kaum einen Wissenschaftler, der nicht schon einmal an der Peer Review verzweifelt ist – nicht nur profilierte Dissidenten wie Gerta Keller und Zeitmaschinenbauer wie Ronald Mallett.

Auch die Erfinder des Rastertunnelmikroskops scheiterten zunächst, weil ein Experte ihre Arbeit „nicht interessant genug“ fand. Das Nobelpreiskomitee war einige Jahre später anderer Meinung.

Das System der Peer Review ist per Definition fortschrittsfeindlich: Als Maßstab für die Zukunft gilt der Status quo. Manche Experten, die zur Begutachtung neuer Ideen herangezogen werden, haben ihr Forscherleben in eine Theorie investiert – die durch das Thesenpapier auf ihrem Schreibtisch infrage gestellt wird.

Die Meteoritentheorie hat Luis Alvarez weltberühmt gemacht, doch setzen sich Gerta Kellers Thesen durch, wird Alvarez' Porträt aus der Ruhmeshalle der Geologie in den Keller verbannt, in dem die staubigen Gesteinsproben lagern. Mit solch einer Herausforderung tun sich nicht nur Wissenschaftler schwer: „Dieser Junge hat überhaupt kein Talent! Sagt ihm, dass er mit dem Malen aufhören soll“, räsionierte der Maler Édouard Manet, einer der letzten Realisten, über Pierre-Auguste Renoir, den frühen Impressionisten.

In der Wissenschaft führt das Expertensystem zu einer „gewissen inneren Trägheit“, wie Historiker Jürgen Renn attestiert – die aber nicht nur schlecht ist: „Intelligente Systeme wachsen durch Erfahrung. Dass dabei die Masse des Bekannten über das Neue überwiegt, gibt dem System Stabilität.“

Das gilt auch für das „intelligente System Mensch“, das sich nicht beliebig verändern kann. Wer heute an Gott glaubt, morgen an Darwin und übermorgen an Ufos, wird nicht ernst genommen. Und eine Wissenschaft, die sich von jeder neuen Nachricht in ihren Grundfesten erschüttern ließe, wäre als Instrument zum Verständnis der Welt bald nutzlos.

Die Kunst liegt darin, sicher zu stehen und zugleich beweglich zu bleiben. Die Wissenschaft muss Antworten geben – ohne aufzuhören, weiter Fragen zu stellen.

Gefahr droht, wenn ein intelligentes System erstarrt – etwa, wenn eine wissenschaftliche Disziplin von einem Dogma dominiert wird wie eine Sekte. Sozialpsychologen nennen dieses Phänomen „Gruppendenken“: Die Gruppe lebt

abgeschottet von der Realität, sucht nur noch Bestätigung für das Dogma.

„Konsenswächter“ stöbern Querdenker auf und bekämpfen sie. Die Erstarrung führt schließlich zum Versagen des Systems. Zum Beispiel, wenn die Elite der Ökonomie in autistischer Weltabgeschiedenheit eine Zukunft ohne Rezessionen herbeirechnet, während sich vor ihren Augen die schlimmste Finanzkrise seit 80 Jahren entfaltet.

Wer den Wirtschaftsweisen widersprach, wurde ausgegrenzt. Wie etwa der Ökonom Nouriel Roubini, der schon 2006 zu fragen wagte, wann die Immobilienblase in den Vereinigten Staaten platzen werde. Seine Kollegen verspotteten ihn als „Dr. Doom“, „Doktor Untergang“.

Da waren Konsenswächter am Werk: Wer sich seiner Antwort zu sicher ist, duldet keine Fragen mehr. Denn Fragen sind gefährlich: Sie können Autorität zerstören, können Denkmäler stürzen, Denkblasen zerplatzen lassen. Fragen sind die schärfste Waffe des Querdenkers.

Werden Computer erst dann intelligent, wenn sie anfangen, Sex zu haben? Brauchen wir eine neue Physik, um die Navigation von Brieftauben erklären zu können? Sind Ureinwohner meist kriegerisch und obendrein noch Umweltschweine?

„Mit oder ohne Zucker?“ Glucksend schiebt John Brockman seinem Besucher einen Espresso

über den Glastisch. Über die Macht der Fragen kann er stundenlang diskutieren. Mit den richtigen Fragen zur richtigen Zeit hat er es zu Ruhm und Reichtum gebracht: Als Literaturagent wissenschaftlicher Shootingstars und von Nobelpreisträgern. Büro an der New Yorker Fifth Avenue, Landhaus in Connecticut.

Er tritt im weißen Panamahut auf und nennt sich „Impresario“. Doch seine unruhigen Augen betrügen die große Geste. Er macht den Eindruck eines Menschen, der sich danach sehnt, dass ihm sein Hirn einmal Ruhe gönnte. So viele Fragen!

Gibt es eine göttliche Wissenschaft? Sollen wir die Schule abschaffen? Ist es egal, wie Eltern ihre Kinder erziehen?

Fragen sind das Hämmerchen, mit dem wir klopfend die Statik der Stützpfeiler prüfen, auf denen wir unser Weltbild errichten. Hält das Gemauerte? Oder klingt es doch ziemlich hohl?

1991 beschrieb John Brockman in einem Essay eine Bewegung, die er *third culture* nannte, und forderte eine neue intellektuelle Kultur. Der Dialog aller Wissenschaften soll Forscher zwingen, ihr Spezialistenghetto zu verlassen, die Welt aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten: Es ist der Versuch, Querdenken als Prozess zu definieren, nicht als individuelle Gabe. Seitdem streiten sich unter dem alten Ahornbaum hinter Brockmans Landhaus regelmäßig Geologen mit -Genetikern, Psychiater mit Informatikern, Kernforscher mit Evolutionsbiologen über die letzten Menschheitsfragen.

Sollte das elitär klingen, ist das durchaus gewollt. „Wenn wir ehrlich sind, übernehmen auf der Welt doch sehr wenige Menschen die Denkarbeit für den Rest von uns“, sagt Brockman. „Es ist nicht leicht, einen genialen Gedanken zu haben. Manche haben einen einzigen in ihrem Leben. Die meisten haben nie einen.“ Die Stärke der dritten Kultur, glaubt Brockman, liegt darin, dass sie den Streit darüber aushält, welche Ideen ernst zu nehmen sind. Ihre Tugend ist die Aufgeschlossenheit gegenüber allem Neuen. Aber darf man wirklich alles fragen? Manche Fragen sind schwer auszuhalten, wie die Sonde eines Zahnarztes, die tastend nach einer Stelle sucht, an der sie Schmerz verursacht.

Wird Homosexualität durch eine Infektionskrankheit ausgelöst? Haben schwarze Männer -einen höheren Testosteronspiegel als weiße? Leidet die durchschnittliche Intelligenz der Menschen in westlichen Ländern darunter, dass dumme Menschen mehr Kinder haben als kluge?

„Gefährliche Ideen“ nannte der Psychologe Steven Pinker diese Fragen, mit denen er 2006 das „Edge“-Jahrbuch eröffnete – „gefährlich nicht, weil sie falsch sind, sondern weil sie wahr sein könnten“. Pinker verteidigt die Rechte des Häretikers. „Wenn eine Idee wirklich falsch ist, muss man sie ans Licht bringen, um das zu erkennen.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Unter dem Schutz dieser Freiheit sprießen auf der Edge-Spielwiese auch Gewächse, deren Genuss manchem Schwindel und Übelkeit verursachen. Biochemiker Craig Venter fantasiert darüber, dass es wünschenswert wäre, das menschliche Genom zu manipulieren. Und der Physiker Freeman Dyson schreibt, dass

alle Szenarien zum Klimawandel „total übertrieben“ seien.

Muss man wirklich alles infrage stellen? Was, wenn Querdenker den Fortschritt aufhalten? Alle nerven und alles blockieren? Gerade dann sind Querdenker unverzichtbar, sagt die kalifornische Psychologin Charlan Nemeth eindringlich. Denn dann können sie sogar Leben retten.

Zwölf Männer sitzen zu Gericht über einen jungen Einwanderer aus Puerto Rico, der seinen Vater erstochen haben soll. Seit Stunden sind sie in ihrer Kammer eingeschlossen, und die Mehrheit weiß längst, was sie will: Der 18-Jährige soll hingerichtet werden. Nur der Geschworene Nummer acht stellt sich quer. Er sät Zweifel an den Beweisen, zwingt die Runde zur Diskussion. Nach und nach gelingt es ihm, alle anderen zu überzeugen. Am Ende wird der junge Mann freigesprochen.

Sidney Lumets Filmklassiker „Die zwölf Geschworenen“ (mit Henry Fonda in der Rolle der Nummer acht) von 1957 veranschaulicht dramatisch, welchem Druck Querdenker in einer Gruppe ausgesetzt sind – und welche Macht sie haben.

Daran hat sich bis heute nichts geändert, sagt Charlan Nemeth, die seit 30 Jahren an der University of California in Berkeley bei San Francisco Rebellenforschung betreibt: „Wer eine Minderheitenmeinung vertritt, wird abgelehnt und verspottet. Der Mehrheit ist nicht bewusst, dass sie dem Querdenker eigentlich dankbar sein sollte.“

Nemeth hat die Entscheidungsfindung bei Geschworenen erforscht und festgestellt, dass Für und Wider eines Schuldspruchs ernsthafter abgewogen werden, wenn sich die Gruppe uneins ist.

Sind sich alle einig, wird „konvergent“ gedacht: Es werden vorwiegend Argumente diskutiert, die den Konsens stützen. Querdenker stimulieren dagegen „divergentes Denken“ und Kreativität; regen dazu an, ein Problem von allen Seiten zu betrachten.

Das nützt der Gruppe auch dann, wenn die Minderheitenmeinung falsch ist. „Rebellen erhöhen eindeutig die Qualität einer Entscheidung.“

In der Realität wird dies selten so gesehen. „Viele Organisationen fordern Ideenreichtum, doch sie belohnen Anpassung.“ Egal ob an Universitäten oder in Unternehmen, Nemeth registriert eine Verschiebung im Diskurs: „Früher wurden Konformisten als Schafe wahrgenommen, als Herdentiere. Heute nennen wir dasselbe Verhalten ‚Teamgeist‘.“ Widerstand gegen die Mehrheit wird als hinderlich empfunden.

Wer aber Kreativität fordert, braucht eine „Dissens-Kultur“, in der Abweichler respektiert und geschützt werden, sagt Nemeth. Etwa durch das Prinzip der Einstimmigkeit, bei dem ein Beschluss erst feststeht, wenn alle zustimmen. Querdenker können dann nicht mehr als „Wichtiguer“ abgekanzelt werden. Sie müssen in die Diskussion einbezogen, ihre Argumente gehört werden. Streit um des Streits willen lohnt jedoch nicht: „Rollenspiele mit einem *Advocatus Diaboli* funktionieren nicht.“ Nur ein echter Querdenker, der das Gewicht seiner persönlichen Integrität in die Waagschale wirft, provoziert echte Nachdenklichkeit: „An einem Märtyrer kommt man nicht so leicht vorbei.“

Werden wir zum Märtyrer geboren – oder dazu gemacht? Die Geologin Gerta Keller sagt, sie hatte nie die Absicht, ihre Karriere dem Streit über das -Ende der Dinosaurier zu opfern. Wie hat sie trotzdem so lange durchgehalten?

„Ich stamme aus den Schweizer Bergen“, sagt sie. „Streitbares Bergvolk. Wir sind dickschädelig.“ Sie lacht. Früher hat sie die Auseinandersetzung belastet, heute wirkt sie federleicht.

Was macht Menschen zu Querdenkern? Die Psychologin Charlan Nemeth hat über drei Jahre hinweg Nobelpreisträger für Physik und Chemie beobachtet und interviewt, um dem Geheimnis ihrer Genialität auf die Spur zu kommen. „Eine große Unabhängigkeit“ macht sie als herausragendes Charaktermerkmal aller aus: „Sie wussten schon als Kind, dass Lehrer sich irren können. Sie gehen ihren Weg, und es ist ihnen egal, dass die Mehrheit glaubt, sie würden ihre Zeit verschwenden.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der wichtigste Wesenszug aber ist die Lust, hinter die Dinge zu schauen. „Neugier kann ein phänomenaler Quell des Glücks sein“, glaubt Charlan Nemeth, „weil sie unsere Welt immer ein Stück größer werden lässt.“

Aber Neugier, die Tugend der Kinder, kann uns teuer zu stehen kommen: Sie verlangt von uns den Mut, den sicheren Boden der eigenen Weltgewissheit aufzugeben und sich einem schwankenden Schiff anzuvertrauen, ohne zu wissen, wohin der Wind es treiben wird. Neugier ließ Christoph Kolumbus über den Atlantik segeln.

Vielleicht ist es das, was Querdenker auszeichnet: Sie sind mutig genug, ihrer eigenen Neugier zu folgen.

Reine Menschen, reine Luft

Ferdinand von Schirach über Raucher und Nichtraucher

Spiegel, 02.08.2010

„Ich verstehe es nicht, wie jemand nicht rauchen kann - er bringt sich doch, sozusagen, um des Lebens bestes Teil und jedenfalls um ein ganz eminentes Vergnügen! Wenn ich aufwache, so freue ich mich, daß ich tagsüber werde rauchen dürfen, und wenn ich esse, so freue ich mich wieder darauf, ja ich kann sagen, daß ich eigentlich bloß esse, um rauchen zu können, wenn ich damit natürlich auch etwas übertreibe. Aber ein Tag ohne Tabak, das wäre für mich der Gipfel der Schalheit, ein vollständig öder und reizloser Tag, und wenn ich mir morgens sagen müßte: heut gibt's nichts zu rauchen - ich glaube, ich fände den Mut gar nicht, aufzustehen, wahrhaftig, ich bliebe liegen.“

Hans Castorp in Thomas Manns "Zauberberg"

Es ist Sommer, es ist heiß, Hundstage, fast windstill. Wir stehen mit hochgekrempten Hosen im Bach und fischen. Ich bin sechs oder sieben Jahre alt. Mein Vater trägt einen alten Strohhut mit Löchern, er ist noch sehr jung. Wir sind keine großen Angler, selten beißt ein Fisch, aber wir flüstern, weil wir glauben, die Fische könnten uns vielleicht doch hören. Wenn wir endlich eine Forelle fangen, braten wir sie an einem Stock über dem Feuer und essen sie nur mit Salz. Es ist die beste Forelle der Welt. Dann zieht mein Vater ein schmales Lederetui mit seinen Zigaretten aus der Tasche. Er hat ein silbernes Feuerzeug, es klickt laut und riecht nach Benzin. Er schiebt den Hut zurück, wir liegen auf der Wiese und schauen in den Himmel.

Er kann perfekte Rauchkringel machen, graublau, dann werden sie dünner und größer, fransen aus und lösen sich auf. Es gibt Grillen und Hafergras, und ich habe schmutzige Füße. Er erzählt mir die Geschichte vom Gewicht des Rauchs. Queen Elizabeth I. hatte gewettet, selbst der kluge Walter Raleigh könne nicht das Gewicht des Rauchs bestimmen, Luft könne man ja auch nicht wiegen. Sir Walter nahm die Wette an. Er legte seine Zigarre auf eine Waage und notierte das Gewicht. Dann rauchte er sie langsam, streifte alle Asche sorgfältig in die Waagschale und legte am Ende auch den Stumpfen auf die Waage. Von dem ersten Gewicht zog er das zweite ab, die Differenz war das Gewicht des Rauchs. Die Queen bezahlte und sagte, sie habe jetzt zum ersten Mal verstanden, wie man Rauch in Geld verwandele. Viel später habe ich die Geschichte noch einmal in Paul Austers wunderbarem Film "Smoke" gehört, aber damals war das unser Sommer: Forellen mit Salz, die Hitze, die Zigaretten meines Vaters und seine Geschichten.

Das ist lange her. In Bayern wurde jetzt ein Volksentscheid über das Rauchen in Gaststätten und anderen Orten durchgeführt. Eigentlich ging es um nichts mehr, in rund 85 Prozent aller Lokale wurde bereits nicht mehr geraucht. An anderen Orten, für die es keine Alternativen gibt - in Bahnhöfen, Flughäfen, öffentlichen Gebäuden -, war Rauchen ohnehin verboten.

Das Ergebnis sei eindeutig, hieß es. Nur knapp 38 Prozent der Wahlberechtigten beteiligten sich, von ihnen stimmten 61 Prozent für das totale Verbot. In Wirklichkeit haben sich also nur knapp 23 Prozent der Wähler gegen das Rauchen entschieden. Und wenn es gerecht sein soll, wäre die nächste Frage, wie viele der 23 Prozent denn wirklich abends in Restaurants oder auf das Oktoberfest gehen. Aber vielleicht geht es darum ja gar nicht.

Initiator des Volksbegehrens war Sebastian Frankenberger, 28 Jahre, Passauer Stadtrat für die ÖDP, die "Öko-Demokraten", wie sie sich nennen. Frankenberger sagt, er glaube an das Gute im Menschen.

Auf seiner Seite bei MySpace präsentiert er sich mit einem kleinen Film des Bayerischen Rundfunks. Man sieht ihn in seltsamem Gang mit weißer Perücke und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gehrock vor Touristen bei einer Stadtführung. Dann sagt er - jetzt ohne Perücke, mit langem, jetzt dunkelbraunem Haar -, ihm gehe es darum, dass "Menschen zu reflektieren beginnen". Manchmal spricht er im Video von sich in der dritten Person. Frankenberger schreibt, nur er selbst kenne sein "wahres Ich", und wenn er gern jemand kennenlernen würde, dann sei das Gott. Und dann sagt er plötzlich, manchmal denke er, er sei eine "Art Lichtkugel, die einfach Energie verströmt".

Ich mag Volksentscheide nicht, sie scheinen unserer Demokratie fremd. Es gibt keine Schwarmintelligenz bei politischen Einzelabstimmungen, jedenfalls hat es sie früher nie gegeben. Und die neuen Nichtrauchergesetze offenbaren ein Fehlverständnis von Demokratie: Es geht eben nicht nur darum, dass gemacht wird, was die Mehrheit sagt - es geht auch um Nischen für die Minderheit.

Man kann das auch anders nennen: Es geht um Toleranz, vielleicht die großartigste der preußischen Tugenden. Sie ging schon einmal verloren: Im "Dritten Reich" machten die Anti-Raucher-Zeitschrift "Reine Luft", deren Nachfolgerin "Die Tabakfrage" und andere Publikationen das Rauchen für alles verantwortlich: für Brandstiftung, für Diebstahl und sogar für Mord, wie Stanford-Professor Robert N. Proctor in seinem Buch "Blitzkrieg gegen den Krebs" nachweist. Im "Deutschen Tabakgegner" hieß es: "Wir deutschen Frauen rauchen nicht!" Tabakkonsum wurde mit Liberalismus, "rassischer Entartung", "sexueller Verderbtheit", Zügellosigkeit, Jazz, Juden und "Zigeunern" in Verbindung gebracht - der hygienisch saubere Deutsche sollte auf der anderen Seite stehen.

Hitler, Mussolini und Franco, so wurde immer wieder gesagt, seien Nichtraucher, Churchill, Stalin und Roosevelt Raucher. Und Adolf Hitler wollte nach dem "Endsieg" den Soldaten die Tabakration entziehen - aus Sorge um deren Fruchtbarkeit und Arbeitskraft. Er glaubte, der Tabak sei "die Rache des roten Mannes", den der "weiße Mann" durch Alkohol zugrunde gerichtet habe. Und am Ende war Hitler sogar davon überzeugt, das deutsche Volk verdanke seine "Rettung" der Tatsache, dass er Nichtraucher sei.

Natürlich ist Rauchen eine Schwäche. Ernst Benda, der frühere Präsident des Bundesverfassungsgerichts, rauchte immer beim Aktenstudium und meinte, "die heute

herrschende Meinung verachtet solche Bekenntnisse der Schwäche". Und natürlich hat Sebastian Frankenger überhaupt nichts mit dem "Dritten Reich" zu tun - er scheint ja ein freundlicher Mensch zu sein, ein Notfall-Seelsorger mit weicher Stimme und dem Guten im Herzen, ein Missionar, der nur die letzten 15 Prozent des Bösen besiegen will. Die Gefahr aber war zu allen Zeiten gleich: Jemand glaubt, er kenne den Weg zum Glück, er wird zum Eiferer, muss die Welt retten - Frankenger will übrigens auch gleich die ganze Kirche "revolutionieren". Das Ziel ist immer groß und immer anders, heute heißt es: der reine Mensch in der reinen Luft. Und wenn es nicht anders geht, müssen die Leute halt zu ihrem Glück gezwungen werden. Was schert uns Toleranz, wenn wir einmal das Richtige erkannt haben, Schwächen kann man austreiben, notfalls mit Gesetzen.

Und wie wird es aussehen, wenn wir so weitermachen? In Brüssel werden Werbeverbote für Süßigkeiten diskutiert. In Baden-Württemberg wurde der nächtliche Alkoholverkauf aus Kiosken und Tankstellen verboten. Es wird eine schöne, eine saubere, eine ganz neue Welt. In Berlin kann man schon die Richtung sehen: Unter den Linden gibt es seit kurzem ein "Nivea Haus", Flagshipstore, wie das heute heißt. Vorn Erfrischungstücher, Duschgel und Creme, hinten die "Verwöhnbar" in Weiß, Beige und natürlich Blau. Die Gerichte heißen "Seelenbalsam" und "Leckerschmecker", es gibt "Cranberry-Ziegenkäse-Salat" und Getränke aus Shiitakepilzen und schwarzem Karottensaftextrakt. Auf den Flaschen steht "Immunity Defense" und "Functional Infusions". Wahrscheinlich wird man uralte, wenn man sich so ernährt, Reinigungstücher sind kostenlos. Hier raucht niemand mehr. Natürlich nicht.

In ein paar Jahren werden wir in hellen Restaurants ausschließlich Obstsäfte aus biologisch und menschenrechtlich einwandfreiem Anbau trinken, auf der Karte werden Kalorienangaben gedruckt, die Kohlenhydratmenge eines Gerichts darf zwölf Prozent nicht übersteigen, Salz-, Zucker- und Fettanteile sind gesetzlich festgelegt.

Wir werden auf dem iPad Zeitungen ohne Druckerschwärze lesen, Apple hat dort nackte Frauen und Gewalt abgeschafft. Der Kellner wird von Zeit zu Zeit die Gesprächsthemen kontrollieren: keine Politik und Wirtschaft, Sport ist in Ordnung,

wenn das Gespräch eine bestimmte Lautstärke nicht überschreitet. Vor der Tür wird der Kleinwagen mit Elektromotor stehen, wir setzen uns einen Helm beim Fahren auf, und zu Hause müssen vor dem Sex umfangreiche Hygienevorschriften beachtet werden - elektronische Ausweis-Chips mit möglichen Krankheiten werden vorher ausgetauscht.

Dann werden wir auch bald das Orgasmotron aus Woody Allens "Schläfer" erfinden, und endlich wird die schmutzige körperliche Berührung ganz wegfallen. Das alles machen wir freiwillig, wir verlangen, dass solche Gesetze erlassen werden; wir finden, es ist so besser für uns alle.

Das Rauchen wurde immer schon bekämpft. James I., der Nachfolger der wettenden Elizabeth, schrieb 1604 das königliche Anti-Raucher-Pamphlet "A Counterblaste to Tobacco". Die sittenstrenge Königin Victoria führte schließlich im 19. Jahrhundert das Rauchverbot auf ihren Schlössern ein. Ihr Zeitalter war so freudlos, dass sogar das Sammeln von Farnen populär wurde, weil die Befruchtungsorgane bei ihnen züchtig unter den Blättern liegen. Ihr Sohn, Edward VII., war in jeder Hinsicht das Gegenteil. Er mochte Pferderennen, Glücksspiel und Theater. Und obwohl er fürchterlich dick war, hatte er unzählige Affären, er liebte die Frauen, und die Frauen liebten ihn.

Die kurze Zeit seiner Regentschaft war der Vorabend des Ersten Weltkriegs, eine letzte schwankende Epoche voller Schwächen und voller Lust. Nach dem Tod seiner Mutter lud Edward, damals 59 Jahre alt, Freunde in den Buckingham Palace und tat das, was man mit Victorianismus und Pietismus unbedingt tun sollte - er beendet sie mit einem einzigen Satz. Edward zog seine Zigarren hervor, zündete sich eine an und sagte in die Runde: "Gentlemen, you may smoke."

Roland Kochs Wette

Das Land kann alle Rettungspakete vergessen, wenn es kein Rettungspaket für die Jugend schnürt. Der hessische Ministerpräsident spekuliert gegen die Jugend - und weiß ganz genau, was er da tut.

Frank Schirmmacher, F.A.S., 16.05.2010

Es darf keine „Tabus“ geben? Das klingt nach Volksbühne, aber es stammt aus dem Munde deutscher Ministerpräsidenten. Gemeint sind: die geplanten Einsparungen bei Forschung, Bildung und Kinderbetreuung. Als wäre Bildung, als wäre Familienpolitik ein „Tabu“! Als wären Bildung und Forschung nicht einer der drangsaliertesten, widersprüchlichsten, marodesten Bezirke unserer Gesellschaft. Es ist so unangebracht, dieses billige Wort, als würde einer sagen, es darf keine Tabus geben, es muss auch mal ohne Sauerstoff funktionieren.

Wer wissen will, wieso Roland Koch den Generationenkonflikt eröffnet und wieso ihm als Erstes einfiel, bei Bildung, Forschung und Kinderbetreuung zu sparen, darf nicht nach Griechenland schauen. Nicht nach Amerika. Er muss im Kalender genau einen Monat zurückblättern. Wer nicht die Augen vor seiner persönlichen Zukunft verschließen will, sollte das schleunigst tun.

Mitte April wurden die Ergebnisse einer Studie des Max-Planck-Instituts für Demographie bekannt (MPI für demographische Forschung). Sie gingen, ausgelöst durch einen kundigen Artikel von Matthias Kamann, durch die Presse, aber wurden, wie es schien, politisch kaum rezipiert. Der Anschein trug. Denn Roland Koch muss vor einem Monat seine Schlüsse gezogen haben. Keiner analysiert Datensätze aufmerksamer als er. Keiner weiß besser, in welcher Straße, in welchem Haus, in welchem Stockwerk und an welcher Wohnungstür er sein CDU-Material ausliefern lassen muss, damit es eine messbare Wirkung hat.

Er ist ein Meister der Zielgruppendemokratie, und er hat ein Gespür für Mehrheitsmeinungen, die sich so lange nicht trauen, Meinung zu sein, ehe einer nicht den Aufreger spielt. „Ich habe offenbar das Privileg, Menschen aufregen zu können. Das nutze ich . . .“, sagt er im aktuellen „Spiegel“. Die Studie von Harald Wilkoszewski muss ihm und etlichen anderen die Erkenntnis vermittelt haben, dass die Zeit reif sei für ein sozialpsychologisches Experiment: Wie sehr haben sich die Interessen der alternden Gesellschaft bereits verwandelt?

Wilkoszewski räumte in seiner grundlegenden empirischen Studie mit einer frommen Lebenslüge unserer Gesellschaft auf: Älteren ist es in zunehmendem Maße gleichgültig, wie es jungen Familien, Heranwachsenden und Studierenden geht. Und diese Älteren sind das entscheidende Wählerpotential der Zukunft. Die Zustimmungsraten, etwa zu Kindergelderhöhungen, ist bei einem 65-Jährigen um 85 Prozent geringer als bei einem 25-Jährigen. Fragen der Kinderbetreuung, Bildung und wahrscheinlich auch jeder Form von Forschung, die nicht im weitesten Sinne medizinisch ist, spielen eine immer geringere Rolle.

Das widersprach allen bisherigen Erkenntnissen, aber es widersprach mit gutem Grund: Denn fast alle bisherigen Studien zur Generationensolidarität beschränkten sich auf den Raum der Familie. Würden der Großvater, die Großmutter für die Enkel, die Eltern für die Kinder und die Kinder für die Eltern aufkommen wollen? Familienbande sind das eine - lässt man die systematische Verfälschung außer acht; denn wer würde eigentlich bei einer solchen Frage angeben, dass er sich nicht um seine Familie kümmern würde? -; aber die Gesellschaft, in die wir heineinaltern werden, wird insbesondere in den relevanten Wählerschichten eine ganz andere sein. Die Zahl kinder- oder enkelloser Älterer wächst immer stärker - beide Gruppen, so hat das Max-Planck-Institut herausgefunden, sind die Antriebsaggregate neuer Werteorientierungen. Aber auch jenseits davon ist aufgrund längerer Lebenserwartung, höherer Gesundheitskosten, wachsender Separierung der Generationen ein neuer, gleichsam biologisch induzierter Egoismus vorgegeben, der sich durch Sonntagsreden nicht zähmen lassen wird.

Die Ressource Zeit schwindet trotz längerer Lebenserwartung dramatisch. Das wiederum verkürzt Zukunft. Jeder Sechzigjährige weiß, dass er keinen größeren Kredit mehr bekommt (das Musterbeispiel von Zukunftsplanung), weil seine Lebenszeit niemals ausreichen wird, ihn abzubezahlen. Was aber heißt das für eine Gesellschaft, in der sich die Zahl der über 65-Jährigen in den nächsten Jahrzehnten auf ein Drittel der Gesamtgesellschaft verdoppeln wird? So hat der typische Wähler - anders als in einer jungen Gesellschaft - immer nur das Gefühl, etwas zu verlieren, nicht etwas gewinnen zu können. Er bestimmt das Lebensgefühl der Gesellschaft. Max Frisch hat, als er selbst über fünfzig Jahre alt war, das Psychogramm einer solchen Gesellschaft in seinem berühmten Fragebogen formuliert: „Sind Sie sicher, dass Sie die Erhaltung des Menschengeschlechts, wenn Sie und alle Ihre Bekannten nicht mehr sind, wirklich interessiert?“

Kochs Intervention markiert den Übertritt der Politik in diesen Zeithorizont. Denn er - und mit ihm eine Reihe von Ministerpräsidenten - bietet dem Land eine Wette an. Das sollte jeder wissen, der sich mit seinen Forderungen nach Einsparungen bei Bildung, Forschung und Kinderbetreuung befasst. Die Wette lautet: Der Altersaufbau - die demographische Struktur - der Gesellschaft ist so, dass die Mehrheit der Wähler kein wirkliches Interesse an einer Zukunft hat, die länger als zwanzig Jahre auf sich warten lässt.

Koch hält mit seinen Prioritäten auch keineswegs hinter dem Berg: „Was wäre wohl los gewesen“, sagt er im „Spiegel“, „wenn ich zuerst über die rund 80 Milliarden Euro staatlichen Zuschüsse zur Rentenversicherung gesprochen hätte? Dann wären Vertreter der älteren Generation mit derselben Empörung über mich hergefallen wie jetzt die Bildungspolitiker.“

Er sagt die lautere Wahrheit: Im ersten Fall wären die Alten über ihn hergefallen, im zweiten sind es nicht etwa die jungen Menschen, sondern nur die Bildungspolitiker. Denn die kritische Masse der jungen Menschen und ihrer Familien reicht offenbar schon nicht mehr aus, Protest zu formulieren. Deshalb ist Koch auch keineswegs „mutig“ und greift „Tabus“ an - er verschiebt in die nächste Generation, was er heute nicht lösen will. Dabei gibt es für eine alternde Gesellschaft nach

einheitlicher Meinung aller Experten nur eine einzige Rettung: in die Bildungskarrieren der nächsten Generation zu investieren. Wer Anregungen sucht, schaue sich die entsprechenden Kurven in Pakistan oder Singapur an. Besteht die nächste Generation, wie in Deutschland, in immer stärkerem Maße aus Angehörigen bildungsferner Schichten, dann ist dieser Auftrag eine Frage des Überlebens. Und genau das, wozu man Politik, die ihren Namen verdient, braucht.

Es gibt keinen dritten Weg. Keine Zuwanderung, keine Lebensarbeitszeitverlängerung löst das Problem, und die aktuelle Krise ist nichts im Vergleich zu dem, was Deutschland bevorsteht, wenn das Land im Jahre 2025 (das sind 15 Jahre!) seine wenigen jungen Menschen überwiegend schlecht ausgebildet auf einen Arbeitsmarkt entlässt, der die alimentieren muss, die heute immer noch nicht die Zeichen der Zeit erkannt haben. Statt jeden Tag den aktuellen Stand des Goldpreises, die Charts des Dax und des Dow Jones zu präsentieren, sollten jeden Abend die Kurven der demographischen Entwicklung eingeblendet werden. Kein großer Aufwand, denn sie verändern sich nicht. Aber es hätte den Vorteil, dass dann auch Dreißigjährige erkennen würden, dass die Debatte um die Ausbildung der künftigen Generation, um Kinderbetreuung und Forschung, eine Debatte um ihr eigenes Altern ist.

Jeder Dreißigjährige kann heute schon feststellen, wie viele Dreißigjährige es in Deutschland noch gibt, wenn er sechzig ist. Zieht man davon all jene ab, die keine Ausbildung haben werden, und all die, die eine Ausbildung haben, aber ein bildungsschwaches Land verlassen werden, dann wird er sich keine Illusion mehr darüber machen, dass Kochs Intervention nicht eine Intervention unter anderen ist: Sie betrifft ihn, allein schon wegen der Trägheitseffekte demographischen Wandels, existentiell.

Die politische Spekulation ist offenkundig: Sähe man Deutschland als einen Menschen, so wäre es ein Mensch, der - erstmals in der Geschichte unseres Landes - mehr Lebenszeit hinter sich als vor sich hat. Ein solches Kollektiv stellt vieles von dem auf den Kopf, was man bisher für Naturgesetze einer Gesellschaft gehalten hat. Um 2015 wird sich die Zahl der ersten großen Rentnergeneration mit der immer

geringer werdenden Anzahl neuer Berufseinsteiger überschneiden. Viele sagen, sie merken noch gar nichts.

Aber das hat damit zu tun, dass die Babyboomer auf dem Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit sind. Es genügt, sich ab und zu den Lebenszyklus des Geburtsjahrgangs 1964 - des letzten großen geburtenstarken Jahrgangs - vor Augen zu halten. Er geht in zwanzig Jahren in Rente - genau die Zeit, die man braucht, um eine neue Generation vernünftig auszubilden. Was 2030, wenn keiner der heute aktiven Politiker mehr im Amt ist, mit uns geschieht, entscheidet sich jetzt.

Aufgabe von Politik ist es, den eigensüchtigen Interessen einer alternden Gesellschaften gerade dann entgegenzuwirken, wenn sie nicht mehr Partikularinteressen, sondern Interessen der Wählermehrheit einer Gesellschaft sind. Dazu zählt, dass sie Prioritäten setzt; vielleicht kann sie gar nicht mehr als das. Roland Koch hat mit erstaunlicher Kurzsichtigkeit ausdrücklich als erste Priorität die Bildung genannt und auch die nur funktional. Bildung ist nicht nur Schule und Studium - Bildung heißt, die Interessen dadurch zu relativieren, dass man sich mit anderen vergleicht. Ein Bürgertum, das auf sich hält, kann da nicht mitmachen. Honoriert es eine Politik der kurzfristigen Belohnung, handelt es nicht besser als die Spekulanten. Das Land muss begreifen, dass es alle Rettungspakete vergessen kann, wenn es nicht ein Rettungspaket für die junge Generation, für Bildung und Forschung schnürt. Was bisher geschehen ist, reicht in Wahrheit bei weitem nicht.

„Geld ist nicht alles“, sagt der sächsische Ministerpräsident Tillich. Eben, wir warten seit Jahren darauf, dass Bildung mehr ist als Geld, aber genau dazu braucht es Geld - angefangen von der Verkleinerung der Schulklassen (statt der klammheimlichen Zusammenlegung ganzer Schulen) bis zu einer Reform der Prozesse, die im Begriff sind, in den Universitäten ganze Generationen von effizienzoptimierten Akademikern zu züchten, die keine Ab- und Irrwege gehen dürfen. Die Vorschläge füllen ganze Bibliotheken, aber sie haben alle eines gemeinsam: Bildung der Jungen entscheidet die Zukunft der heute Arbeitenden. Kochs Wette steht im Raum. Wir können uns bei ihm nicht mehr beschweren, wenn die Spekulation aufgeht.

Im Glauben gescheitert

Öffentliche Reue und ein Rücktritt: Die historische Krise der katholischen Kirche

Gustav Seibt, SZ, 23.04.2010

Nichts beleuchtet den Einschnitt, den die Skandale um den Missbrauch Schutzbefohlener für die katholische Kirche bedeuten, so scharf wie das Bild von Priestern, die sich in der Öffentlichkeit für diese Taten entschuldigen und bei den Opfern um Verzeihung bitten; oder wie ein Bischof, der wegen öffentlich sichtbar gewordener Unwahrhaftigkeit seinen Rücktritt anbieten muss.

Denn die Kirche hatte für Verfehlungen ihrer Amtsträger seit jeher selbstverständlich ihre internen Foren, zunächst Beichte und Bußen, aber auch die innerkirchliche Gerichtsbarkeit der verschiedenen Inquisitionen. Und das ist nicht nur eine rechtliche Frage im Verhältnis von Kirche, bürgerlicher Gesellschaft und Staat; die innere Verslossenheit der kirchlichen Strafmechanismen war natürlich aufs Engste mit dem Selbstverständnis der Kirche und ihrem Begriff von Sünde verbunden. Beides hatte auf dem Marktplatz der bürgerlichen Öffentlichkeit nichts zu suchen.

Die Kirche rechnete nämlich zu allen Zeiten mit der Fehlbarkeit und Sündhaftigkeit ihrer Träger. Größe und göttliche Substanz der apostolischen Kirche sollte ja gerade darin bestehen, dass ihr der menschliche Makel der irdischen Vertreter nichts anhaben konnte: Das priesterliche Charisma war nach strengen Regularien nicht zuletzt durch interne Bußmechanismen gesichert und außerhalb des kirchlichen Raums keinesfalls auch nur diskutierbar. Die katholische Kirche ist etwas Überindividuelles, darin nicht unähnlich den Kommunistischen Parteien. Nur findet der Mechanismus der Selbstkritik und Selbstreinigung, den der Kommunismus in der gelenkten Öffentlichkeit von Parteigremien vollziehen ließ, in der Kirche traditionell unter völligem Ausschluss von Öffentlichkeit statt. So ging der katholische Priester seit

Urzeiten noch vollständiger in seiner Organisation auf als der kommunistische Parteifunktionär in der seinen.

Wenn nun ein Pfarrer, ein Abt oder ein Bischof auf Pressekonferenzen, durch Briefe oder im Internet persönliche Verantwortung übernehmen, Bedauern ausdrücken und Reue bekunden oder gar, wie jetzt Walter Mixa, auf ihr Amt verzichten wollen, treten sie aus dem überindividuellen Schatten der Institution heraus. Sie machen sich als Einzelwesen kenntlich, und zwar nicht nur als Sünder vor Gott, sondern als Täter vor einem säkularen Publikum. Es geht auf einmal um die "Glaubwürdigkeit" der Kirche vor der Welt. Das aber ist schon tödlich: Es ist ein in der bisherigen Kirchengeschichte vollkommen unüblicher, nach klassischem Verständnis ungeheuerlicher Vorgang, dessen umstürzende Qualität erst allmählich begriffen wird. Er ähnelt gewissen bizarren Vorgängen beim Untergang der kommunistischen Regime vor zwanzig Jahren, als ein Machthaber wie Erich Mielke auf einmal vor live mitfilmenden Kameras stammelnd versicherte: "Ich liebe euch doch alle." Auch hier verschwand der Funktionär hinter dem nun allerdings sichtlich desorientierten Individuum.

Was hat sich für die Kirche durch die Missbrauchsfälle verändert, dass einzelne ihrer Amtsträger zu so revolutionären Schritten genötigt sind? Traditionell konnte sie alle Sünden vor allem als Verfehlungen wider Gott behandeln; eine Rechenschaftspflicht gegenüber der säkularen Öffentlichkeit bestand dagegen nicht. Und der für solche gotteswidrige Sündhaftigkeit zuständige Urteils- und Strafmechanismus konnte daher in keinem irdischen Gesetzbuch oder diesseitigem Moralkodex beschlossen sein. Sünden sind Vergehen, deren Behandlung mit irdischer Gerechtigkeit nichts zu tun haben brauchte, auch nichts mit den Interessen von Geschädigten oder Opfern, denn hier ist Gott selbst der Verletzte; nur Gott kann Genugtuung verlangen und Verzeihung gewähren.

Und das vollzieht sich im Rahmen jener sakral-kirchlichen Riten und Verfahren, bei denen es auf die persönliche Qualität der Personen, die sie vollziehen, auf keiner Ebene ankommt, solange die Qualität des religiösen Charismas rituell, also formal gesichert ist. Ein potentiell sündhafter Priester kann im Beichtstuhl einen anderen

sündhaften Mitpriester im Namen Gottes absolvieren, wenn beide die gesetzlichen Vorgaben in allen Punkten einhalten. Denn es geht ja um Gott, nicht um die Menschen.

Nach diesen Kriterien wurden selbstverständlich auch sexuelle Verfehlungen behandelt. Bei ihnen handelte es sich aus katholischer Sicht um ein Problem der Täter, die sich versündigt hatten, nicht um eine Sorge der Opfer. Das unschuldige Opfer ist vor Gott ohnehin gerechtfertigt, also hatte die Kirche sich vor allem um die Täter zu kümmern, um ihr Seelenheil und ihre Errettung vor ewiger Verdammnis. Was heute nur noch wie Täterschutz oder wie Selbstschutz der Institution Kirche anmutet, ist eigentlich das traditionelle Kerngeschäft der Kirche, die Sicherung des Seelenheils möglichst aller Menschen, vor allem der Sünder und Verbrecher.

Dieses theologisch, ja logisch schlüssige Konzept gerät allerdings im Fall des Kindesmissbrauchs durch die Erkenntnisse der modernen Psychologie und Psychiatrie ins Wanken. Denn die Sünden der Täter verletzen ja nicht nur Gott, sie schädigen ihre Opfer nicht nur punktuell, sie stellen also nicht einfach eine isolierte Ungerechtigkeit dar, sondern sie haben oft genug die Kraft, die Seele von ganz jungen Menschen irreversibel zu schädigen. Das macht ihre irdische Unverzeihlichkeit aus. Sie berühren die selbstgesetzte Kernaufgabe der Kirche, die Seelsorge, in einer so dramatischen Weise, dass der Rückzug auf die Gotteswidrigkeit dieser Art von "Unkeuschheit" als nicht mehr ausreichend erscheint.

Martin Mosebach hat soeben in einem Artikel in der Welt zum fünften Jahrestag der Papstwahl Benedikts XVI. darauf hingewiesen, dass es das Neue Testament selbst gewesen ist, "das den Schutz der Kinder vor geschlechtlichem Missbrauch in einer Welt verkündigte, die Bedenken gegen erotische Beziehungen mit Kindern nicht kannte; der Schutz der Kinder ist genuin christliche Botschaft - ein Priester, der sich dagegen vergeht, hat deshalb keineswegs nur sein Gelübde gebrochen, sondern ist auch in seinem Glauben gescheitert". Selbst diese im katholischen Rahmen unüberbietbar harte Diagnose könnte aber immer noch als innerkirchliche Sorge angesehen werden; denn dem für sein Leben geschädigten Opfer mag das Glaubensscheitern seines Peinigers am Ende doch eine nachgeordnete Sorge bleiben.

In einzelnen schweren Fällen kann der Missbrauch die Qualität von Mord annehmen, bei Weiterleben der Opfer.

Es handelt sich also um einen nicht ausgleichbaren Zwiespalt zwischen dem Innen und Außen der Kirche, und zwar nicht nur auf rechtlicher, sondern auch auf moralischer Ebene. Und diesem Zwiespalt kann die Kirche, die sich als ein Spieler unter mehreren im Raum der säkularen Gesellschaft bewegt, heute nicht mehr ausweichen. Die damit bezeichnete Vertrauenskrise trifft sie im Kern ihres Selbstverständnisses als Institution. Wie angeschlagen es ist, zeigt eben der Umstand, dass die allermeisten unfreiwilligen Rücktritte aus hohen kirchlichen Ämtern, in den Vereinigten Staaten, in Irland und jetzt in Deutschland, mit den Missbrauchsskandalen zusammenhängen.

Der im Glauben gescheiterte Priester steht auf einmal in aller Öffentlichkeit nackt da, er stammelt eine persönliche Entschuldigung und zieht Konsequenzen wie ein auf Zeit und Abruf gewählter Politiker. Das Christentum hat vielleicht die Kraft, das auszuhalten, doch wie steht es mit der Kirche? Dass sie in einer ihrer größten Krisen steht, ist nicht nur die Wahrnehmung einer steril aufgeregten Öffentlichkeit. Der Vorgang bedeutet nicht nur, wie Alois Glück, der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, feststellte, eine "riesige Vertrauenskrise, wie sie seit Jahrhunderten nicht da war", sondern vor allem auch eine beispiellose Demütigung. Denn wie anders wäre der Satz des evangelischen Kirchentagspräsidenten Eckhard Nagel zu verstehen, die Würde des Menschen mache nicht Halt vor Kirchentüren? Die Menschenwürde, das war einmal eine christliche Erfindung.

Lasst sie raus

Kinder lieben die Natur; und sie brauchen sie. Dass sie kaum noch im Freien herumstrolchen, hält der Biologe und Naturphilosoph Andreas Weber für eine zivilisatorische Katastrophe. Hier sein Plädoyer für das »wilde Kind«

Andreas Weber, Geo, 07.06.2010

In den Osterferien vor zwei Jahren begann ich mit den Kindern unserer Berliner Straße ein Experiment. Das Wetter war blendend. Die Aprilsonne hatte die Buschwindröschen hervorgetrieben und den Ahorn am Rand der kleinen Wildnis hinter dem Haus seine Knospen öffnen lassen. Meine Tochter Emma, 6, und mein Sohn Max, 9, langweilten sich zu Tode. Sie stritten sich, sie prügelten sich, sie lungerten schlechtgelaunt in meinem Arbeitszimmer. Wenn ich die beiden fortschickte, zankten sie sich mit ihren Freunden darum, wer länger mit deren neuer Playstation spielen durfte. Es war sommerlich warm, es waren Ferien, und es war nicht auszuhalten.

Ich entsann mich solcher Urlaubsqualen aus meiner eigenen Kindheit. Aber ich glaubte mich zu erinnern, dass wir sie immer irgendwann bewältigt und dann die Zeit mit Unternehmungen gefüllt hatten, an die ich bis heute zurückdenke: Wir hatten ein Fort auf dem hohen Stumpf einer Weide gebaut. Wir hatten eine Raumstation aus Schnee-Iglus errichtet. Wir hatten Schneckenrennen organisiert. Wir hatten einen echten Gemüsegarten angelegt. Wir waren in eisiger Abendröte vom Schlittschuhteich zurückgekehrt.

Wir – das heißt ich und die Nachbarskinder, die ebenfalls überdrüssig auf dem Klettergerüst des Spielplatzes saßen. 30 Jahre später ging mir auf: Für Max und Emma gab es keinen solchen Sammelplatz. Ihre Freunde sind eigentlich überhaupt nicht mehr draußen. Zur Probe schaute ich aus dem Fenster über die Straße und die Wiese dahinter. Leere.

Wer durch die Felder des ländlichen Berliner Bezirks wandert, in dem wir wohnen, begegnet nicht nur fast keinen Schmetterlingen mehr. Er trifft auch kaum ein Kind. Anders als noch in den 1970er Jahren scheinen heute Kinder, die draußen Abenteuer erleben, die sich schmutzig machen, sich Ratscher holen eine aussterbende Spezies zu sein.

Eine Fülle von Studien belegt: Der Aktionsradius unserer Sprösslinge verlagert sich zunehmend auf das Hausinnere. Das Gebiet, in dem sie auf eigene Faust umherstreifen dürfen, hat sich in drei Jahrzehnten so verkleinert, als lauerten Heckenschützen hinter jedem Müllcontainer. Vor allem kommen Kinder immer seltener in Kontakt mit der Natur. Eine schleichende Krankheit scheint unseren Nachwuchs befallen zu haben, und sie steckt auch jene an, die wie Max und Emma hektarweise Freiraum zur Verfügung haben: Felder zum Drachensteigen. Gräben zum Fröschefangen. Seen zum Angeln. Bäume zum Klettern. Bombentrichter im Wald, kurz: eine Welt wie sie Tom Sawyer erlebte.

Der stille Abschied der Kinder von der Natur kann nicht ohne Folgen bleiben. Im Gegenteil - mit dem Schwinden des ungezügelt Spiel im Freien droht den jungen Menschen etwas Unersetzliches verloren zu gehen: die Möglichkeit, ihre seelischen, körperlichen und geistigen Potentiale so zu entfalten, dass sie zu erfüllten Menschen werden.

Gehirnforscher teilen diese Meinung. Die Gegenwart der Natur und das Spiel in ihr sind zwingend notwendig, um die emotionalen, aber auch die kognitiven Bedürfnisse heranwachsender Menschen zu befriedigen. Wird ihnen die Freiheit verwehrt, von Erwachsenen unkontrolliert in einer von selbst gewordenen – nicht einer künstlich gefertigten – Welt Erfahrungen zu machen, können Kinder zentrale Fertigkeiten kaum noch entfalten. Ohne seelische Nähe zu Pflanzen und Tieren verkümmert ihre emotionale Bindungsfähigkeit, schwinden Empathie, Fantasie, Kreativität und Lebensfreude.

Gefahr war also im Verzug. Ich schritt zur Tat – was erforderte, dass ich zunächst über meinen eigenen (riesigen) Schatten sprang. Ich rief meinen Sohn. „Wollt Ihr nicht ein Baumhaus bauen?“ „Ein Baumhaus? Wo denn?“ „Irgendwo. Sucht Euch einen

Platz. Nehmt Euch alles Holz im Schuppen.“ „Echt? Alles?“ „Ja. Und Ihr könnt das Werkzeug benutzen.“ „Auch die Säge?“ Mein Sohn war, wie erwähnt, neun Jahre alt. „Ja.“ „Auch den Vorschlaghammer?“ Ich atmete durch. „Ja. Alles.“ Ich gab ihm den Schlüssel. „Raus. Haut ab.“

Vorsicht, Falle: Die Sorge der Eltern engt Spielräume ein

Wie dramatisch das Recht von Kindern gezügelt wurde, draußen in Freiheit herumzustreifen, zeigt das Beispiel von vier Generationen einer Familie im britischen Sheffield. Der Urgroßvater war in den 1920ern im Alter von acht Jahren zehn Kilometer zu seiner Lieblings-Angelstelle marschiert. Sein Schwiegersohn durfte nach dem Krieg, gleichermaßen achtjährig, durch den anderthalb Kilometer entfernten Wald streifen. Auch zur Schule ging er allein. Dessen Tochter stand es in den 1970er Jahren immerhin frei, mit dem Rad durch die Nachbarschaft zum Schwimmen zu fahren. Ihr eigener Sohn jedoch, ebenfalls acht, darf sich allein nur bis ans Ende der Straße bewegen – und wird mit dem Auto zur Schule kutschiert.

Fragt man Eltern, warum sie ihren Kindern das Leben bis zur Erfahrungstaubheit erleichtern, so lautet die Antwort meist: Angst. Angst, dass die Kleinen sich beim Toben im Freien verletzen. Angst, dass sie entführt werden. Und vor allem Angst, dass ihnen im Verkehr etwas zustoßen könnte. 1971 durften zwei Drittel der deutschen Sieben- bis Elfjährigen auf der Straße Rad fahren. Knapp 20 Jahre später gestatteten Eltern das nur mehr einem Viertel dieser Altersgruppe. Ohne Widerstand nehmen Familien die Enteignung des öffentlichen Raums durch Autos und Lastwagen hin. Statt sich in die Verkehrspolitik der Kommune einzumischen, entfernen Eltern ihre Kinder von Wegen, die für alle da sein sollten.

Und wie Reisende mit Flugphobie entwickeln Erwachsenen oft auch dort Panik, wo kaum Gefahr besteht. Kindesentführungen – so entsetzlich sie sind – bleiben Einzelfälle, von denen sich in Deutschland keine Handvoll im Jahr ereignet.

Je weniger Kinder in einer Gesellschaft heranwachsen, umso größer scheint der Wunsch, sie zu behüten. Stärker noch als vor einer Generation hat sich heute die Mentalität durchgesetzt, die – guten wie schlechten – Wechselfälle des Lebens nicht als

Schicksal zu betrachten, sondern als Erfolge oder Misserfolge, für die man verantwortlich ist. In der steten Beschleunigung, die uns alle erfasst, wächst die Gefahr, ein Kind als „Projekt“ zu betrachten. Tätigkeiten, wie das Draußenspielen gelten als aufschiebbar, als nicht prioritär, so wie ebenfalls oft die elterliche Zeit und Zuwendung, nach dem Motto: „Sicher, gleich, Liebling.“

Dazu kommt: Zeitfressende Elektronik wie Spielekonsolen und Handys kann sich inzwischen jeder leisten. Der US-amerikanische Natur-Aktivist Richard Louv, Autor des Buches „Last Child in the Woods“, das den Naturmangel der Kinder zum ersten Mal einem größeren Publikum ins Bewusstsein rief, hört bei Gesprächen mit Kindern oft solche Antworten: „Ich spiele lieber drinnen, denn da gibt es Steckdosen.“

Derartige Bequemlichkeit findet unbewusste Unterstützung bei Eltern, die im Unberechenbaren der Natur und des selbstbestimmten Kinderspiels Gefahr wittern. Sie selbst gruseln sich vor Zecken, vor dem Fuchsbandwurm, vor herabfallenden Ästen. In den USA werden auf manchen Spielplätzen Schaukeln und Rutschen entfernt – sie gelten als zu gefährlich.

Aber es ist gerade das Unvorhersehbare, das Kinder beim Spiel im Freien fasziniert. Es gewährt ihnen Freiheit – und somit die Reifung zur eigenständigen Persönlichkeit. Sein Fehlen engt die kindliche Existenz ein, und das, obwohl die Eltern beste Vorsätze hegen. Cellostunden hier, ein Judo-Kurs da, Fechten auf Englisch, Nachhilfe von Muttersprachlern – all diese <I>Enhancer</I> sollen dem Nachwuchs einen Platz im ersten Rang der Welt-Wettbewerbsgesellschaft garantieren.

Zuviel Kontakt mit der Wirklichkeit, der auch Scheitern und Schmerz beinhalten kann, lässt diese durchorganisierte Matrix zusammenbrechen. Also geht man ihm besser aus dem Weg. Noch 1990 gaben hierzulande fast drei Viertel aller Kinder zwischen sechs und dreizehn Jahren an, sich täglich im Freien herumzutreiben – 2003 waren es schon weniger als die Hälfte. Mehr als 50 Prozent der britischen Sieben- bis Zwölfjährigen ist es verboten, ohne Aufsicht auf einen Baum zu klettern oder im Park um die Ecke zu spielen, einem Drittel sogar auf der Straße vor dem Haus. Drei von vier Kindern aber dürfen allein im Internet surfen.

Mit bester Absicht haben wir Erwachsenen uns der kindlichen Erfahrungsräume bemächtigt. Wir kaufen TÜV-geprüfte Spielhäuser im Baumarkt und transportieren unsere Kinder mit dem Wagen zum Fußball - statt sie einfach in die Freiheit hinauszuschicken. Wir scheinen die Glanzmomente unserer eigenen Kindheit allesamt vergessen zu haben, jene Sommerabende etwa, an denen es nicht dunkel werden wollte, und wir mit einer aufgekratzten Freundesschar Stunden ohne jede Aufsicht im Freien herumstromerten.

Mein Sohn verschwand also mit dem Schuppenschlüssel und seiner carte blanche zum Abenteuer. Als ich aus dem Fenster blickte, beluden Max, Mustafa, Manuel und Nikolas die Schubkarre mit Latten. Dann waren sie fort. Ich sah meinen Sohn in den folgenden Tagen selten. Er verschwand schon vor dem Frühstück im Brachwäldchen aus Birken, das sie sich ausgesucht hatten, um ihr Fort zu errichten. Sie gruben und hämmerten, sie nagelten Dachpfetten und montierten Stützbalken. In dem typischen Berliner Ödlandforst fand sich genug alte Plastikfolie, um das Dach ihrer Hütte regenfest zu machen.

Auch die Mädchen schraubten und sägten, sammelten, scharften und dekorierten. Die Kinder wurden eine Horde, ein Stamm. Sie ernteten Pflanzenteile als „Spieleessen“ im Unterholz und sie picknickten mit Keksen. Schnell hatte sich eine gegnerische Gruppe gebildet, die ihnen Bauteile klaute. Krieg der Knöpfe! Playstations und iPodtouchs waren vergessen, als hätte ein gigantischer Überspannungsimpuls die Kleingeräte zu totem Material degradiert. Das Wundpflaster, dessen Vorrat ich innerlich mehrfach überschlagen hatte, blieb in der Schublade. Es gab nicht eine einzige Schramme.

Doch dann klebte eines Morgens ein Zettel am Brettergewirr im Wald, vor dem die Kinder am Abend zuvor ordentlich gefegt hatten. Es sei „Anzeige erstattet worden“. Mein Sohn kam aufgeregt nach Hause gelaufen. „Papa, die Polizei ist da!“ Es war das Ordnungsamt. Vor der Hütte die Kinder, zum Pulk zusammengeschart. Die Beamtinnen waren dabei, rot-weißes Flatterband um das Fort zu spannen: Tatort. Betreten verboten. Sonst sofortige Strafverfolgung.

Ich versuchte, den Damen die Sachlage zu erklären. Appellierte an ihre Herzen, selber Mütter, vielleicht? Aber nein, der Tatbestand war klar. Das Brachland mit dem Plastikmüll galt als Landschaftsschutzgebiet. Die Spielenden hatten die von den amtlichen Baumfällern mit Farbe markierten Birken verletzt. Ich versuchte es bei der Leitung des Grünflächenamtes. Hier gab man sich jovial. Ich ahne ja nicht, was bei ihnen los gewesen sei. Sie hätten seit Tagen diskutiert, wie mit der in keiner Ausführungsvorschrift verzeichneten Baumhütte zu verfahren sei. Es hätten sich zwei Fraktionen gebildet, die eine für die Kinder, die andere fürs Prinzip.

Das Prinzip hatte gewonnen.

Die Kinder trollten sich. Die Horde zerfiel, als hätte jemand mit einem Reagenz eine Fällungsreaktion eingeleitet. Jungs und Mädchen liefen auseinander wie Öl und Wasser. Max war den ganzen Nachmittag verschwunden. Abends wirkte er gereizt und müde. Er hatte bei einem Freund ferngesehen, einen Haufen Folgen „Alarm für Kobra elf“ mit ordentlich Geknalle und Gemetzel.

Natur-Entzug bestraft der Körper - mit Krankheiten und ADS

Es scheint, dass wir Erwachsenen vor lauter gutem Willen das Ziel unserer Erziehung aus den Augen verlieren. Brutal formuliert, quälen wir unsere Kinder, eingesperrt auf den Rücksitzen rundum mit Airbags gepolsterter SUVs, schon vom Kindergarten an durch immer strenger getaktete Leistungsinstitutionen, um und sie fit zu machen für das Leben. Dabei nehmen wir ihnen gerade die Möglichkeit, zu erfahren, was das ist: Leben. Wir stehlen ihnen die Lebendigkeit. Viele Kognitionsforscher halten das für eine zentrale Ursache in der Misere der Kinder und Jugendlichen.

Denn mit derselben Schnelligkeit, mit der die Wildnis aus der Psyche unserer Kinder schwindet, steigt die Häufigkeit ihrer seelischen Krankheiten. Dem Freiburger Psychologen Wolfgang Bauer zufolge leidet ein knappes Sechstel aller Kinder an Depressionen, Angst- und Essstörungen; jedes fünfte Kind quält sich mit dem Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom ADS durch die Schule. Diese Leiden werden aber kaum mit einer erhöhten Dosis von Selbstbestimmung therapiert, sondern vornehmlich

durch Drogen: Von 2005 und 2008 stieg die Zahl der Verschreibungen des ADS-Mittels Ritalin um ein Viertel.

Dabei müssten wir nur hinsehen um zu begreifen, was Kinder brauchen. Sie zeigen ihren angeborenen Suchinstinkt nach der Natur und nach der Nähe anderer Wesen im frühesten Alter.

Ich erinnere mich, wie ich an einem Frühlingstag mit meiner Tochter Emma durch tauschweres Gras stapfte. Sie war früh aufgewacht, und ich hatte sie schnell eingepackt und war nach draußen gegangen. Der schütterere Apfelbaum, den niemand mehr pflegte und dessen verkrümmte Früchte keiner aß, war mit weißen Kelchen überzogen, aus denen lange Staubfäden wuchsen wie geöffnete Wimpern.

Der Baum schlug gewissermaßen die Augen auf. Emma hatte ihre Augen vor weniger als einem Jahr aufgeschlagen. Nun schaute sie daraus auf eine Natur, in der das Leben ebenfalls gerade neu begann. Als wir den Baum erreichten, begann ein Rotkehlchen sein schüchternes Flöten. Emma hob ihren Kopf und blickte hinauf. Ein breites Kleinkindlächeln überzog ihr Gesicht und jauchzend deutete Emma mit dem Finger nach oben, in die Sternenwolken der Blüten. Sie ruckte in meinen Armen, als könne auch sie dorthin emporsteigen, woher der Gesang herabwehte.

Wenn Kinder sprechen lernen, so lallen sie nach den Wörtern für Mama und Papa am ehesten Tiernamen – etwa Hund, Katze, Ente, Pferd, Bär, Vogel, Kuh. Obwohl manche Kinder heute noch nie einen echten Fuchs, eine echte Fledermaus, eine echte Schlange gesehen haben, verfolgen animalische Charaktere die Kleinsten bis in ihre Träume. 85 Prozent aller Geschichten, die Drei- und Fünfjährige erzählen, sind von Kreaturen bevölkert. Drei Monate alte Babies wenden sich bevorzugt Bewegungsreizen zu, die von lebenden Wesen, nicht von Automaten, stammen. Und ein Säugling krabbelt, wenn man ihm die Wahl zwischen einem wirklichen Kaninchen und einer Holzschildkröte lässt, hartnäckig auf das echte Tier zu.

Kinder und Tiere - seit Urzeiten unzertrennlige Gefährten

„Animalische Charaktere sind das Rohmaterial, aus dem Kinder ein Gefühl für ihr Selbst konstruieren“, meint die US-amerikanische Entwicklungspsychologin Gail Melson. Und das in allen Kulturen zu allen Zeiten: Das älteste erhaltene Spielzeug ist eine bronzzeitliche Tonrassel, besetzt mit Fuchsköpfen, Vögeln, Hunden und hölzernen Krokodilen, 1000 Jahre vor Christus in Ägypten gefertigt.

Melson glaubt, dass kleine Kinder Tiercharaktere in ihrem Denken ähnlich einsetzen wie Jäger-und-Sammler-Kulturen ihre animalischen Totems – als sichtbare Manifestationen von unsichtbaren Gefühlen und Beziehungen. Die Träume der Kleinen, die von Tieren wimmeln, sind für Melson Rückblenden in eine prähistorische Vergangenheit – in die Zeit also, in der wir in unserer Eigenart als Menschen entstanden.

Gerade weil diese Symbole aus einer Tiefe unserer Psyche stammen, auf die wir kaum Zugriff haben, könnten sie für die innere Entwicklung unentbehrlich sein. Anders gesagt: Unsere Kinder werden als „Urmenschen“ geboren, mit allen kognitiven Fähigkeiten, eine gesunde Identität inmitten einer Welt aus belebten Akteuren zu entwickeln. „Tiere sind nicht nur gut zum Essen“, pflegte der französische Anthropologe Claude Lévi-Strauss zu sagen, sondern vor allem „gut zum Denken“.

Wer Kinder beobachtet, sieht, dass zwischen ihnen und anderen Lebewesen ein intuitives Band gespannt ist. Kinder sind süchtig nach Tieren, so sehr, dass sie regelmäßig zu Tieren werden. Seit frühester Kindheit nimmt mein Sohn Max die Gestalt anderer Wesen an. Einmal, er war drei Jahre alt, floss er als zahmer Python in den Keller hinab, um eine Flasche Mineralwasser heraufzubringen. Es dauerte sehr lange, aber sie blieb heil.

Man könnte sagen: Tiere, Zaubertiere, alle Wesen, in die man sich in der Fantasie verwandeln kann, üben eine Form von weißer Magie aus. Ein Kind nutzt den fremden Körper als Vehikel der Verwandlung: Lass dich auf die Knie herab, und du besitzt alle Kräfte, die du in deiner eigenen Tiefe ahnst. Im Spiel zum Tier zu werden, verleiht Einsicht in die Möglichkeiten der Existenz: Ein Tiger etwa ist die Muskel und Statur gewordene Kraft, ein Delfin verkörpert eine Form von Harmonie, hinter der all unsere Schöpfungen zurückbleiben.

„Uns ist eine tiefe emotionale Verbundenheit zu anderen Lebewesen angeboren“, meint der berühmte US-amerikanische Biologe Edward O. Wilson. Unsere Kognition ist von „Biophilie“, der Liebe zum Lebendigen, bestimmt. Der Mensch hat sich in Jahrmillionen als Teil der Ökosphäre entwickelt und durch sie denken und fühlen gelernt. Das werdende Hirn stützt sich demnach in ähnlicher Weise auf die kognitiven Bausteine einer belebten Welt, wie etwa das Knochenwachstum von der Verfügbarkeit von Kalzium abhängt. Solche elementaren Nährmaterialien durch naturidentische Inhaltsstoffe zu ersetzen mag irgendwie funktionieren, aber es bedeutet für die heranwachsende Seele dauernden Stress.

Dass Kinder sich der Natur zunehmend entfremden, hat somit das Potential einer zivilisatorischen Katastrophe. Denn wer soll die Natur, deren Sauerstoff uns atmen lässt, deren Kohlehydrate und Proteine uns nähren, künftig bewahren, wenn Kinder nicht mehr wissen, dass das Netz des Lebens Teil ihrer selbst ist?

Von der Natur so viel als möglich zu bewahren, ist somit ein Gesundheitsprojekt. Und in der Tat wirkt die Gegenwart anderer Wesen als universelles Entspannungs- und Vitalisierungsmittel – besonders für Kinder. Bei Schülern, die öffentlich laut etwas vortragen, senkt etwa die bloße Anwesenheit eines Hundes die Aufregung, messbar an der Pulsfrequenz. Kinder, die mit ihrem Tierkumpan viel Zeit zubringen, sind weniger ängstlich und zurückgezogen als der Durchschnitt, ihre Beliebtheit ist größer und sie zeigen signifikant mehr Mitgefühl.

Hunderte von Studien beweisen in seltener Eindeutigkeit: Natur spendet Kindern Lebenslust. Und doch hat die gängige Psychologie diesen Zusammenhang ausgeklammert. In ihren Modellen ist bis heute allein von menschlichen Beziehungen und deren Störungen die Rede. Der in der Pädagogik nach wie vor einflussreiche Entwicklungspsychologe Jean Piaget etwa tat die kindliche Naturbesessenheit als infantilen „Animismus“ ab. Seiner Meinung nach fantasieren Kinder bis zum Alter von sieben Jahren alle Objekte als lebendig. Die Schule müsse ihnen folglich beibringen, dass es sich bei Tieren um biologische Automaten handle. Für den Begründer der

Psychoanalyse, Sigmund Freud, stand jedes Angerührtsein durch die Natur unter dem Verdacht, als „ozeanisches Gefühl“ Symptom ungelöster neurotischer Fantasien zu sein.

Dass Kinder seelische Bedürfnisse haben, ohne deren Erfüllung sie zugrunde gehen, ist heute jedem bewusst. Säuglinge, die nicht regelmäßig berührt werden, verkümmern und können sterben. Für das heranwachsende Selbst eines Kindes sind Vater und Mutter körperliche und seelische Spiegel, ohne die der Säugling nicht lernt, dass er selbst ein ebensolches menschliches Subjekt ist wie seine Eltern es sind.

Die Natur gewährt dem Kind eine ähnlich identitätsstiftende Bindung. So wie Kinder ihr Modell von Menschlichkeit von jenen übernehmen, die sie lieben, so übernehmen sie von anderen Lebewesen das Gefühl gelingender Lebendigkeit. Andere Wesen, ja selbst Flüsse, Steine und Wolken lehren die Kinder eine Form der Selbsterkenntnis, die sie in einer allein menschengemachten Welt nicht erwerben könnten.

„Unser Hirn ist ein Beziehungsorgan“, sagt der Göttinger Neurobiologe Gerald Hüther. Das Gehirn wächst und stellt neue Verbindungen her, wenn ein Kind Erfahrungen macht. Je komplexer die Umgebung, je vielfältiger die Beziehungen, die es in ihr eingehen kann, desto intensiver das kognitive Wachstum. Und bei jeder neu gebahnten Nervenverbindung schüttet das Gehirn beglückende Botenstoffe aus. „Leben ist ein erkenntnisgewinnender Prozess“, zitiert Hüther den Verhaltensforscher Konrad Lorenz. „Und je verschiedener ein Gegenüber ist, in dem sich ein Kind bei diesem Prozess spiegeln kann, umso vollständiger wird das Bild von sich selbst, umso tiefer geht die Selbsterkenntnis.“

Der amerikanische Kognitionspsychologe Gregory Bateson vergleicht das Gewebe der Natur mit dem Beziehungsgeflecht im Hirn: Hier wie dort gibt es eine unendliche Zahl von Verbindungen, die eine unermessliche Vielfalt hervorbringen. Indem Kinder die ökologische Vielfalt mit allen Sinnen erleben, vermehren sie die Verflechtungen in ihrem Teil dieser Beziehungsökologie – nämlich im eigenen Hirn. Sie erfahren die Natur quasi als Außenseite des eigenen Denkens und Fühlens – als einen geistigen Beziehungskosmos, der sich ihnen als berührbar und veränderbar offenbart.

Einem solchen Gegenüber begegnet das Kind nicht in künstlichen Objekten. Es findet es nur in der Natur, die geworden ist, nicht gemacht, die aus Wesen besteht, welche zu

leben begehren und sterben können wie es selbst, die ein dichtes Netz von sinnvollen Verbindungen aufgebaut haben, nach denen auch das Kind fahndet. Die Natur – und sei sie so klein wie das Brachland einer Baulücke – ist eine lebendige Landschaft, in der sich zeigt, „dass das Große neben dem Kleinen wächst, das Morsche neben dem Vitalen“, wie Hüther es ausdrückt. Das sind die Urkonstellationen der Lebendigkeit.

Die Schule verschärft die Probleme statt sie zu lindern

Unsere Schulen schaffen es selten, diese Erfahrungen zu ermöglichen. Sie beschränken sich auf das Verabreichen von Informationen – unter einem Druck, der sich nach dem Schock von PISA nicht gemildert, sondern verstärkt hat. Dabei blockiert der Lernstress das wilde Denken unserer Kinder und hindert sie daran, zu sich selber zu kommen. Der US-amerikanische Lehrer und Bildungskritiker David Sobel formuliert das Resultat drastisch: „Unsere Schule lehrt die Kinder, das Leben zu verachten“.

Dabei bemühen sich viele Lehrer nach Kräften, die Natur in den Unterricht einzubetten und Schüler für deren Zerstörung zu sensibilisieren. Doch gerade das führt zu einer grotesken Abspaltung: Im Schulzimmer behandeln Kinder und Jugendliche den Aufbau anderer Lebewesen, als wären diese elektrische Maschinen, und sie lernen, die Größe ihres eigenen CO₂-Fußabdrucks mathematisch zu berechnen. Sollten sie aber einmal ihren Fuß in ein Stück Wildnis setzen, so weisen Verbotsschilder – etwa in Nationalparks oder an Dünenküsten – sie darauf hin: „Auf den Wegen bleiben! Nicht berühren!“

Für viele ist Natur zu einem Museum geworden, zu einer langweiligen Erwachsenen-Angelegenheit. Man macht Natur bloß kaputt, wenn man sich ihr nähert – etwa wenn man nachmittags dort spielen geht und vielleicht einen Baum verletzt. (Dann kommt das Ordnungsamt.)

Natur löst sich heute in Inseln auf, die nichts mehr miteinander und vor allem nichts mehr mit dem Kind zu tun haben: die niedlichen Comicgestalten von „Ice Age 2“, die bösen Schweinegrippeviren, die geschützten Braunkehlchen im Biotop, dem man gefälligst fernbleiben soll. Was Kinder dabei unterdrücken lernen, ist ein vitaler Teil

ihrer selbst, ihrer Lebendigkeit, die auch Baum ist, der wächst, die der fliegende Schwung ist, mit dem man sich von einer Nordseedüne ins weiche Nichts stürzt.

Heute spulen intelligente Grundschüler routiniert Zahlen zu Regenwaldverlusten und Ölkatastrophen ab. Unter ihrer rationalen Nüchternheit sind sie möglicherweise tief verwundet: Das größte Geschenk wurde ihnen schon entrissen – die Sicherheit nämlich, dass in diesem Kosmos immer das Leben siegt. Es ist wie mit Traumaopfern, die gelernt haben, ihre seelische Katastrophe in gefasste Worte zu kleiden, unter denen die unberührbare Wunde eines namenlosen Verlustes schwärt.

Ohne es böse zu meinen, verstärkt unsere Bildungspolitik dieses Verhängnis. Lehrpläne stanzen technokratische Leerformen: „Das Fach Naturwissenschaften trägt dazu bei, dass die Schülerinnen und Schüler sich in unserer durch Technik und Naturwissenschaften geprägten Gesellschaft zurecht finden und aktiv daran teilhaben können“, heißt es etwa im Berliner Lehrplan. Natur? Lebendigkeit? Gefühle? All das spielt in diesem Bildungsprogramm eine Nebenrolle. Biologie- und Sachkundelehrer sind – oft gegen ihren Willen – zu Verbündeten einer Weltsicht geworden, die alles Lebendige in den Begriffen der toten Materie erklärt. Entsprechend ziehen die Lehrer es vor, den Unterricht im Klassenraum abzuhalten, selbst wenn die Schule (wie die in unserem Stadtbezirk) von hinreißender Natur geradezu überwuchert wird.

Die Gebäude spiegeln diese Sicht wieder: Schulen gleichen weiträumig Fabrikanlagen, Kasernen und Abfertigungshallen. Pausenhöfe sind keine Wildnisareale, sondern effizient gestutzte Rasenflächen oder trostlos asphaltierte Einöden. Ihr Design folgt nach wie vor der Devise, dass sich Wissen aus der Welt abspalten und in neutraler Umgebung vervielfältigen lässt. Die Praxis hat das längst als Illusion entlarvt: In Schulen, die in ihren Anlagen nicht auf Fließbandordnung sondern auf Wildwuchs setzen, ist der Lernerfolg der Schüler messbar höher.

Nur wenige Lernanstalten haben diese Befunde zu ihrem Leitbild gemacht und füllen nicht nur ein paar Stunden in Randlage mit Naturthemen, sondern widmen ihr Curriculum radikal um. „Entschulung“ statt Druck: Eines der seltenen Pionier-Institute ist die „Freie Naturschule Blankenfelde“ im Berliner Randgebiet. Hier etwa lernen die Kinder noch vor dem Lesen das Entziffern von Tierspuren. Den meisten fällt die

Umstellung aufs Leben im Freien zunächst schwer – dann aber wollen sie am liebsten sogar draußen schlafen, sagt der Wildnispädagoge Bastian Barucker.

Noch sind solche „Lebensschulen“ rare Ausnahmen. Normal ist eine der Sucht nach Beherrschbarkeit geschuldete Ödnis. Jüngst fragte ich eine Betreuerin in Emmas Schulhort, warum die Kleinen immer auf dem mit Kunstgras belegten Sportplatz spielten, und nicht im wunderbar verwunschenen Wald dahinter, der zur Schule gehört. „Dort sehen wir nicht, wenn sie sich verletzen“, erhielt ich zur Antwort. Das elterliche Herz gab sich beruhigt. Die „versicherungsrechtliche Gründe“ vorschiebende Pädagogenseele auch.

Wie viele Verletzungen aber richten wir an, indem wir vorgeben, die Kinder zu schützen – ihnen jedoch verwehren, was ihr natürlicher Drang ist? Die Kleinen aus der Klasse meiner Tochter haben schon so verinnerlicht, dass der Wald nichts mit ihnen zu tun hat, dass sie nicht einmal versuchen, dahin auszubüxen. Im Frühling ruft dort der Kuckuck, ein Kauz nistet, Rehe verstecken sich – aber die Kinder verhalten sich so, als wäre all diese Vielfalt, dieses weit offene Fenster zur Freiheit nicht vorhanden.

Die Folge: Wenn das kindliche Gehirn diese Dimensionen nicht widerspiegeln und verarbeiten darf, so werden sie in ihm wirklich nicht angelegt. Es bilden sich keine Synapsen dafür. Stattdessen richten die Kleinen ihren kognitiven Scharfsinn an der Diversität der Konsumartikel aus. So kennt in Großbritannien der durchschnittliche Zehnjährige 300 bis 400 Produktmarken, fand das private britische Forschungsinstitut „Compass“ im Jahr 2006 heraus – beherrscht aber kaum mehr als ein Dutzend Vogelnamen.

In einer aktuellen Befragung des Marburger Natursoziologen Rainer Brämer wussten nur 5 Prozent deutscher Schüler zwischen 12 und 15 Jahren, dass die Früchte der Rose Hagebutten heißen. Ein Viertel der Kinder ist nie über ein Stoppelfeld gegangen, ein Drittel hat noch keinen lebenden Käfer ergriffen. 82 Prozent besitzen hingegen eine Spielkonsole. Entsprechend lebensfern sind die Vorstellungen: Eine Landschaft wieder zur Wildnis werden zu lassen, halten nur 25 Prozent für eine gute Idee – im Wald aufzuräumen hingegen finden zwei Drittel der Schüler wichtig.

Wie aber ließe sich die verlorene Beziehung der Kinder zur Natur reparieren? Ist eine neue Vertrautheit mit ihr überhaupt noch möglich, in Zeiten, in denen fast 60 Prozent aller Kinder weltweit in urbanen Slums aufwachsen, und in denen der Artenschwund immer schneller verläuft?

Bei der Antwort können die Jungen die Alten etwas lehren. Wir müssen nur hinschauen und zuhören. Dann erfahren wir: Nach wie vor sehnen sich heranwachsende Menschen nach Natur wie nach kaum etwas sonst. So wünschen sich fast alle Kinder, mehr draußen zu spielen. Drei Viertel der von Brämer befragten Schüler hatten Lust, „unbekannte Landschaften zu entdecken“, fast 60 Prozent wollten gern mehr wandern, über die Hälfte würde gern Rehe in freier Wildbahn beobachten. Das Suchprogramm der Kleinen nach dem, was sie brauchen, ist intakt. Wir dürfen es nur nicht länger vertrösten – oder zur Fakten-Verabreichung missbrauchen.

Kinder interessieren sich allerdings nicht für die natürliche Vielfalt wie Gelehrte für einen theoretischen Stoff. Was sie begeistert, ist immer eine Handlung, in deren Mittelpunkt sie stehen, die sie selbstständig vorantreiben und von der sie wiederum erfasst werden. Was Kinder begeistert, ist Spiel.

Ich staune immer wieder, wie sehr meine Kinder in ihrem Spiel versinken – manchmal buchstäblich bis zum Hals. Kürzlich klopfen Max und Emma an die Tür. Überzogen von Schlammkrusten kamen sie nicht, um zu baden, sondern um einen Eimer zu holen. Auf dem Baugrundstück gegenüber hatte Regen lehmigen Boden in ein Delta aus Pfützen und Rinnsalen verwandelt. Meine Kinder leiteten die Fluten in Kanäle, legten Bretter als Brücken darüber, ließen Matsch in Lachen platschen und zogen schließlich die Gummistiefel aus und wateten mit bloßen Füßen quietschend durch den Schlamm.

Max' und Emmas Wahrnehmung schien allein aus Spielen zu bestehen: Was sie nicht als Motiv in ihrem Tanz mit dem Schlamm verwendeten, existierte nicht. Vergebens hätte ich ihnen die Eigenschaften des Stoffes H₂O erklären können. Sie lernten das Element Wasser kennen, indem sie es benutzten, indem es ihnen Lust verursachte.

Kinder nehmen die Welt im Spiel wahr. Spielen ist nicht irgendein Zeitvertreib, sondern schöpferisches Einverleiben der Wirklichkeit. Es ist eine Form des Denkens, aber nicht mittels Informationen, sondern in Handlungen, in Symbolen, in Körpern, in

Glück. Was Kinder lernen, wenn sie den Schlick durch ihre Finger quellen lassen, ist nicht eine Vorform des Faktenwissens, das ihnen die Schule einmal abverlangen wird. Im Gegenteil. Kinder sind keine „kleinen Wissenschaftler“, sondern Genies der Lust, am Leben zu sein. Spielen bedeutet, schöpferisch die Beziehungen im großen Gehirn der Natur weiterzuspinnen und ihrer so inne zu werden.

„Unser abstraktes Denken füllt nur eine winzige Bandbreite der uns zur Verfügung stehenden Wahrnehmungskanäle“, meint der US-amerikanische Wildnis-Lehrer Jon Young. Er begründete in den 1980er Jahren das „Coyote-Mentoring“, eine neue Form der Umweltpädagogik, die nicht länger ökologisches Verstehen vermitteln, sondern die Wahrnehmung schärfen will. Young ist überzeugt, dass das, was er „Vorstellungskraft der Sinne“ nennt, eine „ebenso fundamentale Kulturtechnik ist, wie Lesen, Schreiben und Arithmetik“.

Youngs Ergebnisse sind erstaunlich – nicht die, welche sich auf einem Formular als Faktenwissen testen lassen, sondern die, welche von seinen Schülern als Steigerung von komplexem Denken, von Kreativität, von Zufriedenheit, von Teamfähigkeit, von Mitgefühl, von Sinnhaftigkeit erfahren werden.

Drängt man Young, so kann er eine Vielzahl von Erfolgsgeschichten erzählen, bei denen sein Mentoring als Karrierebeschleuniger wirkte. Aber darum geht es ihm nicht. Erfolg ist ein Nebenprodukt gesteigerter Empfänglichkeit. Die Kurse, in denen Kinder und Erwachsene Fähigkeiten lernen wie Spuren lesen, Vogelstimmen identifizieren, die Windrichtung spüren, kommen ohne Pauken und Prüfen aus. Der Mentor animiert seine Schützlinge zu spielerischen Aufgaben, stellt neugierige Fragen, und lässt sonst die Sinne ihre eigene Lektion lernen – getreu dem Vorbild der Indianer, bei denen Kinder ebenfalls im Spiel an die Natur herangeführt wurden.

Es gibt also Hoffnung für ein glückliches Verwildern unserer Kinder. Ein perfektes Biotop ist dafür nicht vonnöten. Ein Stück Brachland um die Ecke reicht. Ein Schulhof etwa, der nicht TÜV-geprüft ist, sondern sich selbst und den kreativen Ideen der Kinder überlassen wird. Was Kinder benötigen, sind sinnliche Erfahrungen in Freiheit. Nicht mehr, nicht weniger. Und so schwer wir es akzeptieren können: Zu dieser Freiheit gehört auch ein bisschen Risiko, ein bisschen echte Gefahr.